Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 66 (1888)

Artikel: Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens

Autor: Birmann, M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006990

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.

Von

M. Birmann.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL

66. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1888.

Basel.
Druck von J. G. Baur.
1887.

Inhaltsanzeige der frühern Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

I.	1821.	(Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
II.	1822.	(Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
III.**	1823.	(Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidsgenössisch. 1501.
IV.**	1824.	(Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jacob. 1444.
V.**	1825.	(Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
VI.	1826.	(Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
VII.	1827.	(Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
VIII.**	1828.	(Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
IX.	1829.	(Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
X.	1830.	(Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
XI.	1831.	(Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
XII.	1832.	(Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
XIII.	1835.	(Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
XIV.	1836.	(Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
XV.	1837.	(Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
XVI.**	1838.	(Burckhardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
XVII.	1839.	(Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
XVIII.	1840.	(Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
XIX.	1841.	(Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
XX.	1842.	(Burckhardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
XXI.**	1843.	(Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jacob.
XXII.	1844.	Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jacob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation,

in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

XXIII.*	1845.	(Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
XXIV.	1846.	(Burckhardt, Jacob, Professor.) Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
XXV.	1847.	(Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
XXVI.	1848.	(Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
XXVII.	1849.	Jubiläumsschrift: (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
XXVIII.	1850.	(Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
XXIX.**	1851.	(Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
XXX.**	1852.	(Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmäligen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
XXXI.	1853.	(Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.

Anmerkung. Alle die mit ** bezeichneten Jahrgänge sind vergriffen; die mit * bezeichneten sind sehr selten und deßhalb nur noch zu Fr. 2. 50 zu haben.

Karl Jauslin del

Lichtdruck von Gebr. Bossert Basel.

KÖNIG SIGISMUNDS GEFANGENNAHME. DXXII.

Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.

Von

M. Birmann.

66. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1888.

Basel.
Druck von J. G. Baur.
1887.

88,2

I. Die Vorgeschichte unserer Stammväter.

Zur Zeit, als das Römerreich äußerlich im schönsten Glanze dastand, als es alle Länder rings um das Mittelmeer, die Länder von der Sahara bis zur Donau, vom Tigris bis Britannien umfaßte: da schon sammelten sich am Rheine die künftigen Zerstörer des Reiches. Wie zwei Wetterwolken am Horizonte sich aufbauen, so lagen drohend an der Grenze die beiden Volksbünde der Alamannen und der Franken.

Schon bald dreihundert Jahre hatte die römische Herrschaft bestanden auf der linken Seite des Rheines, von seinem Ursprunge bis zum Ausfluß ins Meer. Selbst über den Strom hinaus bis weit in deutsches Land war römische Macht und Cultur gedrungen und das heutige Baden, Würtemberg und südliche Baiern stand unter dem Namen Dekumatenland unter römischem Recht. Städte und Dörfer und Landhäuser erhoben sich, verbunden durch feste Straßen; zwei Hauptstraßen führten aus den östlichen Städten und Ländern des Reiches längs der Donau aufwärts, nach Vindonissa, Helvetien und Gallien die eine, die andere hinüber nach Mainz und Cöln, den großen Waffenplätzen am Rhein. — Da kein Strom, keine natürliche Grenze das Dekumatenland gegen die wilden Volksstämme der Germanen schützte, wurde eine künstliche geschaffen durch ein gewaltiges Bauwerk: eine Mauer und hoher Wall, bewehrt mit Thürmen und tiefem Graben, bewacht von römischen Soldaten, zog sich von Regensburg an der Donau durch das Land, über Berg und Thal, mit Benützung der Flüsse und Schluchten, über 60 Stunden lang, bis hinüber nach Coblenz am Rheine.

Jenseit dieses Grenzwalles lebten deutsche Stämme seit unbestimmbarer Zeit. Man hat ihre frühesten Wohnsitze bestimmen wollen, aus denen sie wandernd und weiter wandernd gekommen sind, aber sicher läßt sich nichts festsetzen. Nur das ist gewiß, daß schon der erste römische Feldherr und Sieger, der den Rhein sah, daß schon Julius Cäsar am andern Ufer des Stromes die Volksstämme erkannte, die nach dreihundert Jahren noch dort wohnten. Völker, welche mit ihrem naturwüchsigen, rauhen Wesen dem in Wissen-

schaften geschulten, in gesellschaftlichen Formen gebildeten Römer schroff gegenüber standen. Der Bürger der weltbeherrschenden Republik fand hier keinen Staat in seinem Sinn: der einzige für ihn erkennbare Verband war der Zusammenhang der Familie, für die der Deutsche lebte; nur im Kriegsfalle trat ein anerkannter Führer auf, der eine Zeit lang als ein Fürst erschien. Im Uebrigen wollte der Deutsche ein freier Mann sein, am liebsten waltete er auf weitem Hofe; Jagd und Fischfang gaben ihm und den Seinen Fleisch und Kleidung, Viehzucht brachte Fleisch und Milch, Butter und Käse zu, ein oberflächlicher Ackerbau lieferte das rauhe schwarze Brot und der Weizen wie die Gerste ein ihm wohlschmeckendes Bier. Eines weitern bedurfte er nicht, noch war er nicht dazu gekommen, im Schweiße seines Angesichts den Wald zu reuten, den Boden zu bebauen und als seine Heimat lieb zu gewinnen. Bei solcher Lebensweise bedurfte er weiter Landstrecken und wenn die Familie heranwuchs und daraus ein neues Hauswesen ums andere erstand, dann mußte er seinen Besitz ausweiten, bis er den Weiden und Jagdgründen seines Nachbars zu nahe kam. Früher hatte es bei der spärlichen Bevölkerung an ledigem Lande nie gefehlt, aber nach Jahrhunderten war es anders geworden. Bereits hatten sich in den fruchtbaren Thälern und Niederungen des Main und des Neckar die Familien dichter und immer dichter zusammen gethan und durch einen fleißigen Feldbau in der Tiefe die Nahrung gefunden, die andere in der Weite suchten. Ein Bedürfniß, sich auszudehnen, empfanden aber Alle.

Vor Zeiten hatten nun Viele den Weg über den Rhein und dort an dessen linkem Ufer eine neue Heimat gefunden, aber seitdem die Römer dort herrschten, römisches Gesetz und strenges Recht walteten, hatte für den freien Germanen die Auswanderung nach Gallien allen Reiz verloren. Wohl gingen immer Einzelne hinüber, die dann gewöhnlich in eine Dienstbarkeit eintreten mußten; auch ganze Familien, die dann ihr Brot fanden, aber auch ungewohnte Beschränkung und für ihre Söhne oft keinen andern Ausweg, als den römischen Kriegsdienst. Wollten größere Schaaren mit den Waffen in der Hand sich eine Heimat erkämpfen, so stieß ihre rohe Kraft auf die geschulte Kriegskunst und sie mußten unterliegen; schwere Knechtschaft war dann die Folge ihres Schrittes.

Indessen kam zu ihnen fort und fort die Kunde vom Reichthum und Ueberfluß römischer Länder; Goldstücke und Kunstwerke, schöne Geräthe für die Bequemlichkeiten des Lebens und wohl auch seltene Landesfrüchte wurden von Stamm zu Stamm, bis weit in die entlegenen germanischen Wälder getragen und erweckten die Lust nach solchen Gütern. Zugleich verbreitete sich die Kunde von römischem Zwang und gewaltthätigem Regiment, von strenger Mannszucht und unerbittlichen Richtern. Das erweckte den Haß und so sehen wir die Schaaren gewöhnlich getrieben von der Gier nach glänzendem Reichthum und vom Grimm gegen römischen Druck und Zwang.

Am Grenzwall und weiter am Ufer des Rheines wachte der römische Grenzsoldat; des Tages meldete er durch den Boten, des Nachts durch das Feuerzeichen die Gefahr nach der nächsten Station. Aber nicht bloß den Grenzwächtern und untergeordneten Beamten war die Hut des Reiches anvertraut, selbst der Kaiser hatte sich als persönliche Aufgabe die Verwaltung der Grenzprovinzen vorbehalten und nur Männer seines festen Vertrauens walteten am Rheine mit ihren Legionen. Geworbene Sendlinge durchzogen als Kaufleute deutsche Gauen um die Bewegungen in den Stämmen schon beim Entstehen zu erkennen und dem Grenzkommando zu vermelden; Deutsche selber wurden in heimlichen Sold genommen, um im Sinne Roms das Wort zu führen. Wenn dann durch List und Geld der Streit erregt werden konnte zwischen den Stämmen selber, wenn Kriegsgeschrei die germanischen Wälder erfüllte und wild und blutig ein Stamm den andern niederwarf: dann wurde diese Kunde als eine Freudenbotschaft getragen bis nach Rom und der Kaiser freute sich derselben als einer Siegesbotschaft.

Auch die Helvetier freuten sich über solche Berichte. Erkannten sie darin doch die Wachsamkeit der Grenzbehörden und, da das Dekumatenland als ein weites Vorland zwischen ihnen und den Germanen lag, konnten sie doch sich in völliger Sicherheit fühlen. Regelmäßig kamen die Legionen oder Cohorten aus Gallien oder Italien nach Augusta und zogen dem Rheine nach gegen Mainz oder über Vindonissa zum Grenzwall. Andere kamen zurück, um für gethanen Kriegsdienst als Veteranen ihren Lohn zu erhalten oder ihre Waffen in andere Länder zu tragen. Der friedliche Kaufmann zog seine Straße, hier so sicher unter römischem Recht wie im fernen Morgenlande; die Gewerbe der Städte und Landsitze blühten ungestört, der Landbau wurde immer gründlicher betrieben; fremde Waaren, die Künste und Ideen fremder Völker verbreiteten sich, selbst die Verehrung der Götter fremder Himmelsstriche fand Boden.

Da auf einmal ward Helvetien aufgeschreckt durch die Botschaft: die Germanen haben den Grenzwall überstiegen, die Grenztruppen fliehen oder sind schon vertilgt! Mit Spannung wurde jedem neuen Bericht entgegengesehen und mit klopfendem Herzen vernahmen die im Theater sich drängenden Provinzialen die Nachrichten über das langsame Vordrängen der Germanen nach Süden, nach dem Rhein. Nach wenigen Jahren sah man selber in den Grenzorten in Helvetien, von Tasgaetium bis hinunter in Augusta, über dem Flusse die schreckhaften Gestalten und hörte man ihre rauhen Stimmen.

Wie war das gekommen?

Als im Jahre 213 der Kaiser Karakalla nach der Ermordung seines Bruders und der besten der Streiter Rom verließ, um die Stadt nicht mehr zu sehen, da kam er zuerst zur Rheingrenze. Er fand die Dinge bedeutend verändert. Die germanischen Stämme

hatten in fast dreihundertjährigem Streit mit den Römern erkannt, daß sie bei der Zersplitterung ihrer Kräfte keine Aussicht auf Erfolg hätten. So hatten sich kurz vor des Kaisers Ankunft die Stämme am Grenzwall und am Rheinufer verbunden zum Volke der Alamannen. Die damaligen Römer erkannten unter diesem Namen den Bund aller Männer, heutige Gelehrte suchen darin einen tiefern Sinn und denken an urgermanische Heiligthümer. In gleicher Weise hatten sich die Stämme am niedern rechten Rheinufer, von den Alamannen bis zum Meere, verbunden unter dem Namen der Franken, der freien Männer. Im Innern ihres Volkslebens, in der alten Heimat sollte es bleiben bei der alten Freiheit, aber zum Auftreten gegen den gemeinsamen Feind, die Römer, stellten sie sich nun zusammen unter die Führung und die Befehle ihrer Stammeshäupter und erprobter Helden.

Zu gleicher Zeit drängte ein drittes starkes Volk, die Burgunder, aus dem Innern Deutschlands hervor und suchte, wie ein eingetriebener Keil, zwischen den Alamannen und Franken an den Rhein zu gelangen. Da kam also der Kaiser zum Rhein in die Gegend, da ein Einbruch der Alamannen gefürchtet wurde. Damals erschien das Reich äußerlich noch im schönsten Glanze, aber die innern Kräfte der Zucht und Sittlichkeit waren im Absterben begriffen. Der Kaiser selber erschien wie ein Thor, er war der Erste, dem der Alamannenbund entgegentrat, er ließ mit demselben unterhandeln und wieder streiten; er kleidete sich in alamannische Tracht und ließ seine Haare mit Goldsand bestreuen, um als blond zu erscheinen; dann ließ er wieder Gefangene rücksichtslos tödten und sich selber vom Heere als Alamannensieger begrüßen. Als er auf einmal weiter zog, spotteten seiner die Alamannen und es fühlten sich die Bewohner der Grenzprovinz doppelt verlassen.

Zwar thaten die Legionen ferner ihren Dienst, aber nicht mehr in der Siegeszuversicht der frühern Zeiten; ihre Stärke lag noch in der hergebrachten Mannszucht.

Als im Jahre 260 die Kunde das Reich durchflog, daß Kaiser Valerian im fernen Morgenlande von den Persern gefangen genommen worden, als kein kräftiges Haupt mehr da war, da ward diese Kunde den Alamannen zum Losungsworte des Aufbruchs. Wie Wasserfluthen über den schwach gewordenen Damm, so stiegen ihre Schaaren allerorts zugleich über den Grenzwall, mehr und immer mehr, nach den Kriegern die Familien mit Weib und Kind, mit Knechten und Herden. Sie breiteten sich aus nach Herzenslust, ungehindert, denn ihre Krieger gingen voraus, allen Widerstand niederzuwerfen. Und jeden Frühling und Herbst kamen neue Züge und weiter hin wurden die sorgfältig gepflegten römischen Aecker von ihren Rinderherden als Weideplätze überzogen. Nach wenig Jahren erblickten die Vorgerücktesten den Rhein und das jenseitige römisch-helvetische Ufer.

II. Das Vordrängen der Alamannen.

Während die friedliche Volksmasse sich ins Decumatenland ergoß und sich in festen Wohnsitzen niederließ, sammelten sich die Kühnern zu weiten Kriegs- und Beutezügen. Siegend brachen die Schaaren ein in Helvetien, wo sie Augusta plünderten und Aventicum zerstörten, in Gallien, wo sie unermeßliche Beute sammelten; ein anderer Zug wandte sich nach Italien, nach Rom, wo die Schätze der Welt aufgehäuft waren, aber diesem trat ein gewaltigeres Heer entgegen und zwang ihn zum Rückzug.

Es erfolgte nun ein Zeitraum von hundert und vierzig Jahren, der in ermüdender Abwechslung die Niederlagen und das Aufraffen römischer Heere zeigt, den immer mehr schwach und schwächer werdenden Widerstand, den mit den Jahren wachsenden Ansturm des Angriffs. In langem Todeskampfe mußte die alt gewordene Macht und Kultur einer naturwüchsigen Kraft unterliegen.

Ein reges Leben erfüllte Helvetien während dieser kriegerischen Zeit, aber es war nicht ein Leben, das in der Uebung sich stärkt und Kraft schafft; es war die Aufregung des Fiebers, das die Lebenskräfte aufzehrt. Verhältnißmässig ruhige Zeiten lösten sich wieder ab mit solchen dringender Gefahr und Noth; aber nur hinter den Grenzwehren, den gefestigten Thürmen und unter dem Schutze der im Lande zerstreuten Schaaren der Soldaten kam das Gefühl einiger Sicherheit auf. Wenn dann im Reiche ein Kaiser nach dem andern von meuterischen Soldaten erhoben und wieder gestürzt und getödtet wurde, dann litt darunter das Vertrauen, besonders der Grenzprovinzen, und nur auf kurze Zeit hob es sich wieder, wenn ein heldenmüthiger Kaiser selber kam und vorübergehend die Alamannen durch Sieg oder Bündniß zur Ruhe brachte.

Aurelian vermochte es (270) erst nach langen Zügen und mehrern Schlachten das alamannische Heer auf dem Wege nach Rom zu überwinden; vorsichtig umgab er darauf die Weltstadt mit der gewaltigen Ringmauer, die zum Theile heute noch steht und Erstaunen erregt.

Probus säuberte fünf Jahre später Gallien zuerst von den furchtbaren Schaaren der eingedrungenen Franken und zahlte ein Goldstück für den Kopf eines erlegten Barbaren. Er versuchte es, das Decumatenland wieder ans Reich zurückzubringen, indem er unter seiner persönlichen Leitung den Grenzwall wieder herstellte und die Thürme mit Soldaten besetzte. Aber das Volk des Landes war nun ein deutsches Volk, das sich um römische Ordnung und Befehle nicht kümmerte, und Mauern von Stein und Mörtel waren nicht genügender Schutz gegen weitere Einwanderung. Es lag nun auch am Tage, daß die römischen Heere bei ihrem Auftreten immer schwächer waren an Zahl und immer mehr ein

buntes Gemisch von Angeworbenen aus barbarischen Völkern darstellten. Der alte Römerstolz war dahin, der Kaiser vor seinen frechen und aufrührerischen Truppen keinen Tag lang sicher.

Im Jahre 292 wurde das Römerreich getheilt, damit die weite gefährdete Grenze überwacht und geschützt werden könnte. Constantius erhielt den wundesten Punkt des Reiches am Rheine und beständig lag er im Kampfe mit den deutschen Völkern, und als sein Enkel, Constantius II., wieder das ganze alte Reich seines Vaters, des großen Constantin, zusammenbrachte, da machten ihm neben den Persern besonders die Alamannen das Leben schwer. Die beiden Führer des Breisgau, Vadomar und Gundomad, hatten sich mit ihrer Beute aus Gallien wieder in die Schluchten des Schwarzwaldes zurückgezogen.

Von der untern Rhone her kam nun der Kaiser, der Herr der Welt, wie man ihn nannte und wie er sich gerne nennen ließ. Mühsam wurden die Lebensmittel für den Zug nach dem Rheine aus dem fernen Aquitanien von der spanischen Grenze hergeschafft. Bei Chalons an der Saone war das Heer im Begriff, wegen mangelhafter Zufuhr der Lebensmittel meuterisch sich zu erheben und der Präfekt Rufinus sollte ihm den Grund der Verzögerung, die Unwegsamkeit der schon mit Schnee bedeckten Wege, darstellen. Rufinus kam dabei selber in Lebensgefahr und es mußte der Kämmerer Eusebius unter der Hand die frechsten Wortführer mit Gold zum Schweigen bringen, damit das Heer beisammen blieb. Mit Mühe kam es nach Augusta oder Rauricum, ans Ufer des Rheinstroms. Constantius wollte eine Schiffbrücke schlagen, aber das Heer der Alamannen war stärker als das seine und hinderte mit Pfeilschüssen das Unternehmen. Während der Kaiser auf andere Mittel sann, zeigte ihm ein Augster im Strom eine seichte Stelle, wo ein Heer durchwaten könnte und Constantius meldete das seinen Obersten. Durch die Ersten nach dem Kaiser, auf denen die Sicherheit des Reiches zu ruhen schien, durch Latinus, den Obersten der Haustruppen, Agilo, den Oberstallmeister, und Scudilo, den Obersten der Schildträger, welche selber Germanen waren, soll den Alamannen die Gefahr des Ueberfalls heimlich gemeldet worden sein und diese sandten nun Friedensboten an den Kaiser.

Zu Augst auf hoher Tribüne stand Kaiser Constantius, umgeben von den hohen Beamten des Reiches und den Siegeszeichen besserer Zeiten. Vor ihm das schwache und doch unzuverlässige Heer, das nun als höchste Rathsversammlung des Reiches über Krieg oder Frieden entscheiden sollte. Der Kaiser lobte die Tapferkeit seines Heeres, das hochsinnig auf der Ruhmesbahn fortschreitet und dessen herrlicher Ruf wachsend zu fernen Völkern dringt, dessen Ruf die Alamannen in Furcht und Schrecken versetzt hat. Er wies auf die Gesandten, die mit gebeugtem Haupte nun um Verzeihung und Frieden bitten. Die Unterwerfung der Feinde ohne Blutvergießen und ihre Umwandlung in Bundesgenossen, da sie freiwillig unter das Joch sich beugen: das sichere wohl besser das Reich als

ein ungewisser Krieg. Als Schiedsrichter möchten die Krieger ihm, dem nicht der Feigheit, wohl aber der Mäßigung zugeneigten Kaiser, ihren Rath geben.

Kaum hatte er ausgeredet, als alle seinen Rath lobten; darauf führte der Kaiser sein Heer in die Winterquartiere nach Mailand. Das Alles erzählen wir nach den Worten eines Kriegsmannes, der diese Feldzüge mitgemacht hat. Wir erzählen es, um zu zeigen, zu welch blödem Schattenbilde die alte römische Herrlichkeit herabgesunken war. Daß durch solchen Friedensschluß die alamannischen Raubzüge nicht gehindert wurden, ist klar. Auch des Kaisers Vetter, Julian, stand darum bald wieder im Kampfe mit den Alamannen, den Unermüdlichen. Bei Straßburg schlug er sie; den gewaltigen Chnodomar, der als Heerkönig mit hochrother Kopfbinde, hoch zu Roß die Seinen führte, bekam er gefangen und ließ er als Siegeszeichen nach Rom bringen. Dreimal überschritt er den Rhein, um rächend alamannische Fluren zu verheeren, aber die Kraft dieser Feinde schien unerschöpflich. Zweimal kam er nach Augst; auch als er (361) von hier weg über Vindonissa nach dem Rheine und der Donau zog, um seinen Vetter selber zu bekämpfen und das Reich an sich zu reißen, da suchte er noch durch Unterhandlungen die Grenze für einige Zeit sicher zu stellen. Durch seinen griechischen Notar Philagrius ließ er den oft bezahlten und immer wieder feindlichen Fürsten Vadomar freundschaftlich zur Besprechung einladen, hinterlistig gefangen nehmen und dann nach Spanien bringen. Auch Kaiser Valentinian kam nach Augst und ließ beim aufstrebenden Basel eine Feste bauen. Er stellte die alten Thürme und die Standlager längs dem Rheine wieder her und baute neue, er führte einen Rachezug aus ins Decumatenland, aber er kam nicht weit; dann verließ er das Land, der letzte römische Kaiser, der persönlich hier kämpfend und ordnend aufgetreten ist.

Von da an wurde wenig mehr mit den Waffen, wohl aber mit Geld und guten Worten gesucht ein leidliches Verhältniß zu unterhalten. Da kamen fortwährend die Alamannen auch in kleinen Gruppen und friedlichen Zügen über den Rhein. Den Familien konnten schon viele leere und herrenlose Landstrecken angewiesen werden, die der Bebauer entbehrten. Die Einzelnen fanden ihr Auskommen in den Städten; die römischen Grenzprovinzen erhielten immer mehr eine gemischte Bevölkerung. Wie vereinsamte Inseln im Meere, so erschienen die festen Mauern und Castelle mit ihrer schwachen Besatzung, sie erregten nicht mehr wie früher beim Feinde Furcht, beim eigenen Volke Hoffnung und das Gefühl der Sicherheit.

So ging es fort bis zum Jahre 403. Da kam im Winter eilends der oberste Feldherr des Reiches, Stilicho, von Geburt selber ein Germane aber nun die feste Stütze des schwachen Kaisers Honorius, über die Pässe Rätiens an den Rhein. Er rief bis weit hinunter zum Meere, selbst aus Britannien, alle verfügbaren Soldaten nach Italien, warb selber ganze Schaaren der deutschen Völker und zog schnell mit ihnen an den Po, um Rom

vor dem Einbruch Alarichs zu schützen. Schon im Sommer 406 kam er wieder, um gegen den furchtbaren Einfall des Radagais den Rest römischer Kraft aufzubieten und doch brachte er im Reiche, trotz aller Mühe und bei reichlichem Solde, ein Heer von kaum 30,000 Mann zusammen.

Die alten Lager und festen Castelle standen nun ganz leer und öde, nicht mehr hörte man die Zeichen der Trompete und des Hornes, man sah nicht mehr die Soldaten mit glänzender Lanze, in schuppigem Panzer. Immer noch hatte, bis zum Abzuge des Restes der Grenzwehr, der Name Roms wie ein schützender Genius am Rheine gestanden und die mehr als vierhundertjährige Erfahrung hatte, nachwirkend bis zum letzten Augenblick, die Verletzung des Reichsbodens als einen halben Frevel erscheinen lassen. Nun endlich waren die Fremden fort und ganz frei fühlte sich der Alamanne von dieser Stunde an.

III. Ansiedlungen der Alamannen und Burgunder in Helvetien.

In der Neujahrsnacht von 406 auf 407 setzten die Burgunder mit ihren Bundesgenossen als ein geschlossenes Heer oberhalb Mainz über den Rhein. Als ein weitgeöffnetes Thor erschien den Alamannen die Grenze Helvetiens und mit aller Bequemlichkeit kamen sie auf den Kähnen oder über die Brücken herüber wie in ihr Eigenthum. Sie zogen gleicherweise ein ins Elsaß, zogen in Schaaren wieder aus, um noch reichere Gefilde und Jagdgründe aufzusuchen, nach der Mosel hin, selbst nach den Niederungen der Maas. Wer in der alten Heimat sich irgendwie beengt fühlte oder getrieben war durch den Wunsch nach Besserm, der machte sich auf, um nach Belieben im reichen Lande der Römer seine Zukunft zu gründen.

So verbreiteten sich nach und nach die Alamannen auch über das ganze nördliche Helvetien. Die Städte mieden sie, es erschienen ihnen solche als Gefängnisse. Ihr Wunsch ging nach weitem, freiem Hofe, und solche Höfe fanden sie in den im Lande zerstreuten Villen mit vollständigem Ackerbau. Da fanden sie einen Reichthum und Bequemlichkeiten des Lebens, wie solches in der alten Heimat nicht zu finden war. Ihre Sprache hatte für viele neue, bisher unbekannte Dinge nicht einmal einen Namen und sie mußten den römischen annehmen oder nachbilden. Die Birne nannten sie nach pirum, flagellum Flegel, fenestra Fenster, cellarium Keller, caminus Chemi, Kamin, stabulum Stall, caulis Kohl, scuria Schüre, Scheune, scindula Schindel, tegula Ziegel, corbis Korb, crates (Geflecht) Kratten, lagena Lägel, cavea Käfig, pondus Pfund, vindemia Weinlese, Wimmen u. s. w.

Und wie heute noch in Amerika, wo im Zeitlaufe eines Jahrhunderts durch Einwanderung eines der größten Weltreiche sich gebildet hat, die Namen der alten Berge und

Flüsse den Ureinwohnern abgelauscht sind, während den neugeschaffenen Wohnsitzen neue Namen gegeben werden, so war es in Helvetien. Unsere Berg- und Flußnamen stammen meistens aus vorrömischer Zeit, die bereits vorgefundenen Städte hatten schon ihre Namen und solche wurden einfach angenommen, wenn auch erst mundgerecht gemacht. So Basel (Basilia), Augst (Augusta), Solothurn (Solodurum), Zürich (Turicum), Winterthur (Vitodurum), Avenches (Aventicum), Chur (Curia), Windisch (Vindonissa), Lausanne (Lausonium), Nyon (Noviodunum), Moudon (Minodunum), Genf (Genava). Wo aber in den Villen oder römischen Landhäusern der freie Alamanne sich ansetzte, da ward der Hof bald nach seinem Herrn benannt. Im obern Ergolzthale hatten sich angesetzt Norman, Geltrich, Betto mit ihren Familien, und es wurden ihre Sitze genannt Normanshof, Geltrichshof, Bettoshof. Da wo mehrere Familien im breiten Thalgrunde zusammen sich ansiedelten und mehrere Höfe zugleich anlegten, da nannten sie den Ort ein Dorf und oft wird dieses nach dem Namen des ersten Führers genannt, so das Dorf des Buobo, des Arnolt (Bubendorf, Arisdorf). Andere nannten ihre Sitze nicht Höfe, sondern Villen, nach der Sprache der Römer: so finden wir in unserer Nähe die Villa des Rigolt, des Arbolt, des Berolt als Rigoltisvilla, Arboltisvilla, Beroltisvilla. Dabei wurden wohl auch, wie es heute noch bei Auswanderern zu finden ist, liebe oder ehrfurchtsvolle Erinnerungen mit in die neue Heimat gebracht und denselben durch bleibende Namen ein Denkmal gesetzt. So finden wir in Helvetien Ortsnamen, die wir in Schwaben wiederfinden; Binningen und Bodmandingen weisen uns ein Herkommen unserer Vorväter aus der Gegend des Bodensees, aus dem Stamme der Lentienser.

In Sitten und Lebensweise setzten die Alamannen einfach ihre Gewohnheiten fort. Nur durch den Gewinn von neuen Arbeitskräften ward auf dem urbaren Boden der Ackerbau fruchtbringender gemacht und ausgedehnter betrieben. Ein Feld wurde dem Weizen als Winterfrucht, ein anderes der Gerste als Sommerfrucht zugewiesen, ein drittes blieb brach liegen, um im nächsten Jahre mit Weizen angesäet zu werden, während das Weizenfeld nun Gerste tragen, das Gerstenfeld brach bleiben sollte. Mit der Zeit trat mit der Gerste der Haber in Abwechslung. Der ganze Umfang des Hofes wurde die Mark genannt, was nicht mit Getreide bepflanzt oder als Wald bestockt war, das ward geweidet und bestellt mit den Herden der Rosse, der Rinder, der Schafe und der Gänse; die Schweine fanden ihre Nahrung im Wald, wo die Früchte der Eiche und der Buche ihr Fleisch mästeten. So gestaltete sich das Leben auf den Höfen oder in den Villen zu großer Mannigfaltigkeit. Der Alamanne wußte sein Haus bestellt und ihm selber standen Fluß und Bach, Wald und Feld offen zur Betreibung des Fischfangs und der Jagd.

Wo ist aber die alte Bevölkerung des Landes hingekommen, da von ihr nirgends mehr die Rede ist?

Roms Verwaltung hat den unterworfenen Ländern nicht bloß den Segen der Bildung in Kunst und Wissen gebracht, nicht bloß das äußere Leben durch Weckung aller Kräfte gehoben, sondern, namentlich in den zwei letzten Jahrhunderten, auch den ganzen Wust verderbter Sitten zugeführt. Rom hat sich für all seine Arbeit an den Völkern reichlich bezahlen lassen durch die Früchte ihres Fleißes. Die Schätze der Welt strömten nach Rom, Reichthümer zu finden war der Zweck des Römers, der in die Provinz kam. Aber der Druck der Staatssteuern, die Habsucht der Beamten, die Schonungslosigkeit der Heere lähmten nach und nach alles Streben der Völker, wie es auch den Geist der Wissenschaften und der Kunst bis zum völligen Erlöschen erdrückte. Schlimmeres kam noch hinzu, als in so langer Ungewißheit und in bangem Warten Helvetien mit den alamannischen Einbrüchen rang und Keiner wußte, was morgen sein wird. Das alles zehrte die Volkskraft so sehr auf, daß es ungewiß war, welches Uebel, ob die Herrschaft der Römer oder die der Reichsfeinde, das größere sein möchte. Endlich war das Loos entschieden: der bisher schwer abhängige Landmann trat nun in den Dienst des Deutschen, wie er in dem des Römers gestanden hatte. Er baute das Feld und that seine sonstige Arbeit nach dem Willen eines neuen Herrn. Dieser freilich war hart und auch keinem andern Gesetze als seinem eigenen unterstellt, aber er hatte doch ein natürliches Rechtsgefühl, das besser war als ein von Advokaten und feilen Richtern mißbrauchtes, an sich noch so richtiges Gesetz. Der Arbeiter erhielt eine karge Löhnung, aber das einförmige Leben auf dem Hofe erlaubte auch keinen Aufwand. — Wer nur konnte, drängte sich in die Städte, die der Alamanne mied. Er blickte stolz auf diese Bewohner von Gefängnissen hinab, aber je mehr er mit der Zeit selber den Werth des Gewerbfleißes schätzen lernte, desto besser erschienen ihm nach und nach auch die Stadtbewohner. Diese zwar versanken beim Aufhören alles Handels immer mehr in Dürftigkeit und kümmerlich bewahrten sie ein schwaches Abbild einst römischer Städte und ihrer Organisation.

Da brach im März des Jahres 451 unversehens ein schreckliches Kriegsgewitter herein. Es war der Zug Attilas, des Hunnen. Ein Heer von einer halben Million der Streiter zog von Osten her, auf beiden römischen Straßen längs der Donau heran. Voran die Stämme der Hunnen selber, fremdartige Gestalten mit großem Kopf, wildem Ausdruck, das schmierige Gesicht durchfurcht von Narben. Sie schienen mit den Pferden verwachsen zu sein, von denen sie selten stiegen. Ihre Waffen waren Bogen und Lanze und Schlinge; ihre Lebensart und Gefühllosigkeit erinnerte an wilde Thiere, denn sie kannten kein Erbarmen. Darauf folgten die verbündeten Völker: Alanen im Harnisch von Hornplättchen; Galonen, bemalt und tätowirt, im Schmuck des Wamses von Menschenhaut; Rugier, Heruler, Ostgothen, Gepiden und andere, deren Namen man heute noch zu enträthseln sucht. Ein Theil wandte sich geradenwegs gegen Mainz, der andere kam über Vindonissa

nach Augst, und auf den Römerstraßen durch den Schwarzwald. Dort sanken die alten Stämme unter ihren Hieben und Flöße wurden gemacht, um schnell über das Wasser zu kommen. Eine breite Spur von Plünderung und Brand ließen sie zurück, sie eilten, denn ihr gestrenger Herr hatte ihnen den Weg und die Reisezeit und das Ziel des Eintreffens scharf vorgeschrieben. Wie ein grauser Gespensterzug ist das Ganze vorübergefahren und hat einen tiefen Eindruck bei den Völkern hinterlassen, aber tiefer hat es auf die Geschichte unseres Landes nicht gewirkt.

Indessen hatten auch die Burgunder ihren Weg gemacht. In den reichen Gegenden um Worms hatten sie sich niedergelassen und wie im Kriege, so auch im Frieden dem Heerkönig Gunthahar sich unterstellt. Mit den Römern in Gallien kamen sie noch öfters in Berührung, bald als Verbündete zur Unterstützung, bald als Feinde. Endlich (443) machte ihnen der größte Feldherr Roms zu dieser Zeit, Aetius, den Vorschlag, hinabzuziehen in die Sabaudia, in das Land zwischen der Rhone, Saone und dem Genfersee, und dort als Bundesgenossen Roms die Bewachung der Zugänge Italiens zu übernehmen. Sie schlossen den Vertrag und zogen, fast das ganze Volk, in die bleibende neue Heimat. Die alten Einwohner mußten ihnen zwei Drittheile des Landes und einen Drittheil der Knechte überlassen, Baumgärten und Höfe wurden zur Hälfte getheilt. Solche Theilung war hart für die Provinzialen oder Romanen, wie man sie nun hieß, aber sicher war nun der bleibende Drittheil, während früher das Ganze ein unsicheres Gut war. So wurden die Burgunder über das ganze Land zerstreut und da sie im neuen Lande selber in der Minderzahl waren, konnten sie, bei allem Bewahren ihres innern Wesens, doch äußerlich der römischen Sprache, Sitte und Staatsordnung nicht lange widerstreben. Der König war wohl ein Bundesgenosse der Römer und das Land gehörte dem Namen nach zum Reiche, aber die Burgunder fühlten sich als die Herren von Volk und Land und ihre Gesetze suchten in lateinischer Sprache Burgundern und Romanen gerecht zu werden. Nur der Burgunder durfte die Waffen tragen, aber er wußte die Macht der Bildung zu schätzen. Die Burgunder waren ein gelehriges Volk, sie wohnten friedlich in den enggeschlossenen Steinbauten römischer Dörfer, verbanden sich in Gesellschaft und Geschäften und Heiraten mit den Romanen. Aber im Vollgenusse bisher ungewohnter Güter und Schätze — waren sie doch auf einmal in ein reiches Weinland versetzt — brach oft genug die alte Natur und Wildheit aus in Scenen der Gewaltthat und furchtbaren Mißhandlung. Der König Gondebald, welcher selber in Italien das Glück der Gesittung kennen gelernt hatte, war ein Abbild seines Volkes. Nach seines Vaters Tode machte er, um von den vier Söhnen allein die Herrschaft zu besitzen, sofort den Bruder Gundamar verschwinden. Der andere, Chilperich, wurde niedergestochen, seine Gattin mit einem Stein am Halse ertränkt, die eine Tochter in ein Kloster, die andere, Chlotilde, in harten Gewahrsam gebracht. Nun regierte König

Gondebald in Lyon, sein Bruder Godegisel in Genf. Von da an zeichnet sich die Gesetzgebung Gondebalds aus durch eine Umsicht und Milde, die seinem Namen eine ehrenvolle Stellung in der Geschichte sichert.

Während so die Burgunder sich in jeder Beziehung einlebten und sich friedlich ausbreiteten über den Genfersee hinaus ins Wallis, in die Gefilde der Waadt, in die Thäler des Jura, dauerte die Bewegung in dem alamannischen Helvetien fort. Immer noch kamen neue Züge über den Rhein herüber. Sie drängten sich zwischen die Angesessenen hinein und diese, mehr oder weniger angewohnt, wiesen die Neulinge weiter ins Land oder begaben sich selber wieder auf die Fahrt. So wurde das fruchtbare Land Helvetiens nach und nach besetzt bis in die Thäler des Jura. Die Alpen selber und schon die Vorberge derselben blieben aber noch immer und noch lange herrenloses Land. Im Südosten der Schweiz traten all diese Wechsel der Bewohner nicht ein; der Tessin blieb ein Theil Italiens und Chur, die alte Stadt, blieb es nicht minder. Denn den Schlüssel der Alpenpässe in ihrer Hand zu haben, war eine Nothwendigkeit für die Herren Italiens. So blieb das rätische Gebirge von den Wanderungen ziemlich unberührt, das Rheinthal herab bis gegen den Bodensee. Auch die Sprache erhielt sich in den vielverschlungenen Thälern und Alles, was sie jenseits des Walensees wußten, das nannten die Alamannen walisch, welsch, romanisch. Churfirsten wurden die riesigen Berge am Walensee geheißen, Churwalen das dahinten wohnende Volk und der Volksmund nennt heute noch das Unverständliche kuderwelsch.

Bei dieser fortwährenden Bewegung im Volk und der Veränderung seiner Wohnsitze wurden auch die Namen der ersten Ansiedelung weiter ins Land hineingetragen und nicht nur Einzelne gründeten unter dem alten Namen eine neue Heimat, sondern ganze Gesellschaften blieben dauernd beisammen und so finden wir die Ortsgruppen Aesch, Reinach und Pfeffingen an der Birs und wieder am obern Ende des Hallwilersees, Muri, Wohlen und Bremgarten an der Reuß und wieder bei Bern an der Aare. Bevor aber das Volk ganz seßhaft geworden war, verlor es seine Selbstständigkeit.

IV. Helvetien kommt unter die Herrschaft der Franken.

Das vor mehr als zweihundert Jahren eroberte Decumatenland war nun das Stammland der Alamannen geworden. Von den dicht bevölkerten Maingegenden ergossen sich die Auswanderer in geschlossenen Schaaren auch über den Rhein, nach den reichern Gegenden der großen Städte Köln und Trier, bis zur Mosel und nach der Maas hin. Damit geriethen sie aber zwischen die beiden Reiche der salischen und der ripuarischen Franken, die solchen Zudrang nicht leiden wollten.

Die Franken hatten bei der großen Theilung römischer Länder sich ausgedehnt bis ans belgische Meer, zwei Königreiche, getrennt durch den Rhein, standen sich bald zur Seite, bald gegenüber, bis der König, der Salier Chilperich, im Jahre 482 starb. Ihm folgte der 15jährige Chlodwig, der in sich den Beruf und die Kraft fühlte zur Herstellung eines Weltreichs. Den ersten Ansturm führte er auf den letzten Rest römischer Herrschaft, welche selbst nach der Absetzung des letzten römischen Kaisers (476) von Syagrius inmitten Galliens noch zehn Jahre aufrecht erhalten worden war. Die Franken wurden Herren des Landes, das seitdem Frankreich heißt. Damit kamen sie in Berührung mit den Burgundern. Im Jahre 491 sandte Chlodwig eine vornehme Gesandtschaft an König Gondebald mit der Werbung um die gefangene Königstochter Chlotilde. Mit Bangen gab der Oheim seine Zustimmung; von Chlotilde wird erzählt, daß sie mit dem glänzenden Gefolge der Franken abgereist sei auf vierspännigem Ochsenwagen, und an der burgundischen Grenze angekommen, befohlen hätte, burgundische Häuser und Dörfer niederzubrennen zur Sühne ihrer ermordeten Eltern. Es kostete ihr bei dem thatendurstigen und verschlagenen König Chlodwig wenig Mühe, ihn zum Angriff auf Burgund anzutreiben. Vorerst aber galt es den andrängenden Alamannen entgegen zu treten. Zu fast gleicher Zeit stieß bei Zülpich der ripuarische König Sigibert in schwerem Kampfe mit den ungestümen Plünderschaaren zusammen und trat oben am Rhein, zwischen Mainz und Straßburg, Chlodwig dem geordneten Heere der Alamannen entgegen. Aber Chlodwig kam in schweres Gedränge, seine Niederlage schien gewiß, als er, wie erzählt wird, in größter Noth zum Gott der Christen und seiner Gemahlin rief und den Sieg gewann. Der alamannische König und seine Vornehmen und das Volk ergaben sich in die Pflicht, den Franken im Kriege zu dienen und im Frieden einen Tribut zu bezahlen. So hatten die Unbändigen nun einen Meister gefunden.

Jetzt wandte sich Chlodwig gegen Burgund. Dem in Genf waltenden König Godegisel ließ er das ganze Königreich versprechen, wenn er Gondebald verließe. In harter Schlacht ging jener zu den Franken über und Gondebald, in schwerer Bedrängniß, mußte sich dem jungen Sieger zinspflichtig erklären; aber kaum war Chlodwig wieder weiter, gegen ein anderes Reich gezogen, als Gondebald über den ungetreuen Bruder herfiel und ihn mit samt dem Gefolge in einer Kirche erschlug. So lange er noch lebte, regierte Gondebald ungestört und ordnete er das sich immer mehr ausbreitende Reich vom Ausfluß der Rhone bis an die Aare hin und darüber hinaus. Südwesthelvetien erscheint als ein in Frieden aufblühendes Land, da die Romanen und Burgunder, durch weise Gesetze geschützt und gezügelt, immer mehr zu Einem Volke verschmolzen.

Die Alamannen aber vertrugen den Verlust ihrer Freiheit nicht, sie mißachteten den Vertrag und traten wieder in alter Weise auf, Beute suchend in den Ländern der Nachbarn. Da trat ihnen Chlodwig mit seinen Franken nochmals entgegen und in furcht-

barer Schlacht, in der Gegend von Worms, fiel der alamannische König mit seinem Adel und das Volk schrie um Gnade. Ein schwereres Joch wurde ihnen nun auferlegt und Viele, fast alle südlichen Gaue, wie die Helvetischen, wandten sich von der harten Herrschaft ab; sie stellten sich unter König Gondebald, oder sandten um Schutz zu dem König Italiens, Theodorich, der bereits die Churwalen in Rätien fest und friedlich beherrschte.

Mit fester Hand und weiser Mässigung regierte Theodorich das alte, schöne Italien, das er mit seinen Ostgothen sich unterworfen hatte. Mit weitem Blick übersah er das einstige Weltreich der Römer und er fühlte sich berufen, dessen Herrlichkeit verjüngt wieder herzustellen. Durch Heirathen hatte er sich die Könige der neu entstandenen Reiche verbunden; auch Chlodwig war sein Schwager und der burgundische Königssohn Sigmund war sein Tochtermann. Theodorich konnte dem schlauen und heldenhaften Chlodwig nichts mehr aus der Hand reißen, aber über die hülferufenden Alamannen hielt er seine schützende Hand, indem er die alten Reichsgrenzen bis an den Rhein und über denselben, soweit als möglich ins Elsaß, in Anspruch nahm. Chlodwig ließ ab von den Flüchtigen und so sehen wir auf einmal unser alamannisches Helvetien unter der neuen römisch-gothischen Herrschaft. Zwar nicht so, daß das Volk der einen Knechtschaft entflohen wäre, um in eine andere zu fallen: vom gothischen Regimente vernehmen wir nichts, die Alamannen fühlten sich einfach wieder frei und blieben wie sie waren, nur ihre kriegslustige Jugend zog dem großen Theodorich zu.

Bei dem unerhörten Wechsel damaliger Zeiten, da glänzende Königreiche auftraten und bald wieder von der Erde verschwanden, da tausende von Personen und Familien zu Ruhm und Macht aufstiegen und bald wieder in Armut versanken, da sollten in wenig Jahren auch burgundisches und ostgothisches Reich nicht mehr sein. Die großen Gestalten der germanischen Heldenkönige sanken im Tode dahin, Chlodwig 511, Gondebald 516, Theodorich 526. Noch aber lebte Chlotilde, die Frankenkönigin, und ihr unermüdlicher Haß gegen die burgundischen Verwandten trieb beständig ihre vier Söhne an zum Kampf und zur Rache.

König Sigmund hatte seine Gemahlin Ostrogotha, Theodorichs Tochter, durch den Tod verloren und bald wieder eine zweite gefunden, welche aber der erstern nicht ebenbürtig war. Als sie einst in den Prachtkleidern der Verstorbenen sich brüstete, spottete ihrer der Sohn erster Ehe, Sigerich. Ueberhaupt war Feindschaft entstanden zwischen dem Sohn und seiner Stiefmutter und diese brachte in ihrem Groll es dahin, daß König Sigmund auf schwere Anklagen hin seinen Sohn im Schlafe erdrosseln ließ. Aber bald ergriff ihn eine unsagbare Reue, die seinen Muth und seine Kraft völlig dahin nahm. In Klagen und Thränen verbrachte er Tage und Nächte, er übernahm Büssungen des Leibes und des Geistes, er wandte der Kirche und besonders seinem neubegründeten Kloster St. Moritz der

Gaben und Geschenke in Fülle zu und doch fand er keinen Frieden. Denn schon stand der alte Theodorich, ergrimmt über das Ende seines Enkels, drohend an der Grenze der Provence und die Frankenkönige rüsteten einen furchtbaren Einfall. Dieser trat ein, das Heer ward geschlagen und der König floh und versteckte sich unter die Mönche von St. Moritz. Verrathen und gefangen ward er noch in Mönchskleidern und mit ihm die Seinen vor Chlodomir gebracht; alle wurden getödtet und in einen Sodbrunnen gestürzt. Bald darauf war auch das Reich der Burgunder eine Beute der Franken.

Als diese im Siegeslauf der Söhne und Enkel Chlodwigs auch in Italien ihre gefürchteten Heere aufstellten, trat ihnen der bedrängte Gothenkönig Witiges alle Lande jenseits der Alpen ab und damit auch das alamannische Helvetien.

V. Das Christenthum.

Das Evangelium gleicht einem Senfkorn, einem der kleinsten Samen, und es erwächst aus ihm der größte Baum. Es gleicht nach den Worten Christi dem Sauerteige, der unscheinbar aussieht und den ganzen Teig durchsäuert.

Wann und wo zum erstenmale in Helvetien die frohe Botschaft von der Erlösung durch Christum bekannt gemacht worden ist, das weiß kein Mensch. Von Rom aus wurden für alle Länder die Handelswaaren vermittelt und mit den Waaren wurden Fertigkeiten und Künste verbreitet, und damit verbreiteten sich auch die Gedanken und jedwede Art von Verehrung des Göttlichen. Auch die Soldaten, die grundsätzlich von ihrer Heimat weg in fremde Länder versetzt wurden, trugen aus dem Morgenland ihre innersten Geheimnisse mit sich in das ferne Abendland. Helvetien, welches dem Mittelpunkte der Welt, Rom, auf zwei Straßen nahegerückt war, erhielt schon frühe Kenntniß vom Christenthum über die Alpenpässe, wie über die wichtigen Handelsstädte an der Rhone. So weisen die ältesten Spuren auf Chur, Wallis und Genf hin. Wenn auch später die Christengemeinden darin wetteiferten, ihren Ursprung in die apostolische Zeit zurück zu verlegen und selbst von den Aposteln oder deren nächsten Schülern abzustammen, so weist immerhin die klare Untersuchung dahin, daß im Jahre 200 nach Christo nicht nur zerstreute Glieder der christlichen Gemeinde, sondern schon stattliche Gemeinschaften unter der Führung einfacher Bischöfe und Kirchendiener bestanden. Der Samen des Evangeliums ist nicht ausgestreut worden durch ausgesandte Prediger, wie es heute durch Missionare geschieht, sondern durch Kaufleute, Reisende und Soldaten, und wohl lange ist das neu aufgehende Licht im stillen Herzen und im geschlossenen Kreise der Familie gepflegt worden, bevor es sich in öffentlichem Gottesdienste zeigte. Denn in den ersten Zeiten erschien es dem an Wissenschaft und

Reichthum satten Römer als eine Thorheit, die er hart und hochmüthig vielfach verfolgte. Aber dem gedrückten Volke ging nach und nach die frohe Botschaft vom innern Frieden in äußerem Leid, vom inneren Sieg über den äußeren Druck, von innerer Seligkeit selbst in größtem Elende durchs Herz, und das fröhliche Antlitz der Verfolgten, ihre freudige Hingabe des Lebens für ein ewiges Gut brachten selbst den habsüchtigen Römer zum Nachdenken. Schon im vierten Jahrhundert finden wir die Namen oder doch das Bestehen der Bischöfe auch in Augusta, in Vindonissa. Als bald darauf die Großen des Reiches und selbst das Kaiserhaus dem Christenthum sich zuwandten, als die neue Lehre feierlich den alten Gottesdiensten gleich gestellt, dann voran gestellt wurde, da drang sie durch alle Schichten der Bevölkerung hindurch.

Es geschah das in jener langen, bangen Zeit, da Haus und Feld, alle Habe und selbst das Leben nicht mehr sicher waren vor dem grausamen heidnischen Feinde, dem Alamannen. Wohl sank das Volk immer mehr zusammen, Viele zogen aus nach dem Innern des Reiches, der Muth mußte fehlen zur Gründung von Familien, aber der bleibende Rest ward innerlich hindurch getragen durch die schweren Zeiten und trug selber den heiligen Schatz der Gotteserkenntniß in bessere hinüber. Da war es natürlich, daß die erschütterten Gemüther sich nicht genügen ließen an den einfachen, klaren Worten des Herrn, daß sie vielmehr ausschauten auf sichtbare Zeichen und Wunder. Mit kindlicher Verehrung schauten sie hin auf die, welche als Vorläufer um des Glaubens willen in den Tod gegangen waren und über dem Grabe der Blutzeugen zu Agaunum, wo mehrere, vielleicht sechs christliche Soldaten durch den harten Kaiser Maximian (etwa im Jahre 283) getödtet worden waren, erhob sich eine Kirche zur Stärkung des Glaubens, zum Gebet um die Fürbitte der Heiligen. Um sich fortwährend im Glauben zu stärken, trugen die Christen sichtbare Sinnbilder, das Zeichen des Kreuzes, das Bild des heldenmüthigen Daniel, vor dem wilde Thiere sich beugen, die allgemein bekannten Kennzeichen der Buchstaben, die an den Namen Jesu Christi erinnern. Aus den Gräbern treten im Boden des alten Helvetien uns heute noch diese Sinnbilder entgegen, so wie auch das der Taube als Mahnung zur Reinheit, das der aus dem Aschenkrug aufsprossenden Lilie, als Zeichen der Hoffnung über das Grab hinaus.

Als nun das Alte vergangen und ein ganz Neues eingetreten war, da gestaltete sich das Loos der alten Christen ganz verschieden auf dem Boden des heutigen Schweizerlandes. Das Land jenseits der Berge (Tessin), wie innerhalb der Pässe (Bündten), sah keine Unterdrückung der Christen, es theilte das Loos Italiens. Das südwestliche Land, das den Burgundern unterworfen war, hatte in diesen christliche Herren. Denn als die Burgunder einst über den Rhein ins römische Land gekommen waren, da hatten sie, übernommen vom Eindruck eines höhern Culturlebens, ängstlich einen frommen Bischof gefragt,

was sie zu thun hätten, um Sieger zu bleiben. Er hatte ihnen gerathen, das Christenthum anzunehmen, und so der höhern Kräfte theilhaftig zu werden. Da hatten sie sich taufen lassen zu Hunderten, zu Tausenden, und hatten so den Namen der Christen angenommen, aber vor der Hand die alte Natur beibehalten. In dem neuen burgundischen Reiche Savoyen, zumeist unter Christen, standen sie zu diesen ihren Untergebenen doch mehr in friedlichem Verhältniß, als andere Stämme zu andern Unterworfenen standen. Die Bischöfe erfreuten sich großen Einflusses auf König und Volk.

Rauh und hart waltete der heidnische Alamanne im nördlichen Helvetien. Die alten Landarbeiter, seine nunmehrigen Knechte und Mägde, hatten kein Recht am öffentlichen Gerichtstage der Freien, wenig Rechte auf dem Hof ihres Herrn, den sie nicht verlassen durften und auf dem sie bestimmte Tage mit ihrer Hände Arbeit dienen mußten. Auf sie sah der Alamanne hochmüthig herab, wie auf ihre Sitten und ihren Glauben. Doch unterdrückte er sie nicht, wenn sie ihm nur treu ihren Dienst thaten. So erhielt sich das Christenthum Geschlechter hindurch in wahrer Knechtsgestalt. Aber als ein wahres Samenkorn, denn an manchen Orten wurde durch Kinder, durch Frauen oder durch persönliche Erfahrungen des Herrn das Christenthum kennen gelernt und lieb gewonnen. Christliche Erkenntniß fieng an, langsam sich auszubreiten. Und in erhöhtem Maße geschah dieses, als die Franken als Oberherren des Landes auftraten. Denn auch sie hatten dem neuen Geiste sich nicht entziehen können, der auf ihren Siegeszügen überall ihnen entgegen trat. Es wird von Chlodwig erzählt, wie seine burgundische Gemalin Chlotilde ihn für das Christenthum zu bestimmen suchte. Auf ihre bewegliche Schilderung des Todes Jesu am Kreuze hätte er zornig die Lanze auf den Boden gestoßen und erklärt, wenn er und seine Franken dabei gewesen wären, hätte solches Unrecht am Unschuldigen nicht geschehen dürfen. Als er dann in der ersten Alamannenschlacht in schwere Bedrängniß kam und keinen Ausweg sah, gelobte er, dem Gott der Christen und dem seiner Gemalin sich zu unterwerfen, wenn dieser ihm den Sieg verleihe. Er ging glücklich aus dem Kampfe hervor, er ließ sich dann auf dem Rückwege zu Toul vom jungen Geistlichen Vedastus unterweisen und in Rheims vom Bischof Remigius taufen. Wie sie dem König in altererbter Treue folgten in den Kampf, so folgten ihm nun die meisten Häupter des Heeres in die Taufe und von nun an trat der Führer der Franken als Christ auf. Aber freilich, welch ein Christenthum war das! Die Geschichten jener Zeit sind erfüllt von Erzählungen der Thaten der Lüge und des Verraths, falscher Eide wie grausamer Habsucht, herzloser Todschläge wie boshafter Plünderung. Das Königshaus ging in solchen Unthaten allen voran. Wie Chlodwigs Charakter bis ans Ende ein grausamer und falscher blieb, so wütheten gegen einander, wie die Weltgeschichte kein zweites Beispiel kennt, seine Kinder und Kindeskinder. Selbst die alte Chlotilde, die einst auf ihrem Brautzuge beim Anblick der rauchenden burgundischen Dörfer

Gott gedankt hatte dafür, daß sie nun für den Tod ihrer Eltern Rache nehmen konnte, sie erlebte in vollem Maaß am eigenen Fleisch und Blute die Früchte ihrer so beharrlich gepflegten Rachegefühle. Ihrem Sohne Chlodomir hatte sie reiches Lob gespendet, als er grausam das ihr so nahe verwandte burgundische Königshaus vertilgte, bald aber brachte man ihn aus dem Kampf als einen Erschlagenen vor sie, die Mutter. Ueber dem Erbe Chlodomirs stritten dessen zwei Brüder, sie ergriffen die drei Kinder des Verstorbenen und schickten ihrer Mutter Chlotilde einen Boten mit einem Schwert und einer Scheere, damit das Schicksal ihrer Enkel, Tod oder Kloster, anzudeuten. In bitterem Schmerze rief die alte Königin: lieber tod als geschoren: sofort tödtete Chlotar mit eigener Hand zwei der fliehenden und hülferufenden Knaben, der dritte, Chlodoald, wurde gerettet und zum Priester gemacht. Er gründete später ein Kloster, das nach seinem Namen St. Cloud genannt wurde.

So geht es in allen den folgenden Geschlechtern schaurig zu, zum Abscheu der Schreiber und Leser dieser Historien. Dabei legten diese unmenschlichen Könige und Königinnen großes Gewicht darauf, als gute und rechtgläubige Christen angesehen zu werden. Sie befragten sich eifrig mit den Bischöfen über den Sinn von dunkeln Schriftstellen der Bibel oder der Kirchenväter, auch wetteiferten sie in der reichen Spende an Kirchen und Klöster. Wenn Gelegenheit sich bot, stahlen oder raubten sie Reliquien und Gebeine von Heiligen, von denen sie Schutz und Segen hofften. Wenn etwa ein furchtloser Seelenhirte ihnen offen die Frevelthat vorhielt, dann schlugen sie wohl die Augen nieder, aber von Buße oder einer Umkehr zu christlichem Wandel kennt die Geschichte des Merovingischen Königsgeschlechtes kein Beispiel.

Alle diese Greuel am fernen Königshofe waren ohne Einfluß auf die Alamannen, denn ihr Herzog wahrte alte Sitte und altes Recht. Aber die Gunst am Hofe war zu gewinnen durch das äußerliche Bekenntniß zum Christenthum und darum wirkten die Großen des Volkes gerne für dessen Ausbreitung.

Das Christenthum des ungeschlachten Alamannenvolkes gestaltete sich freilich ganz anders als dasjenige der fränkischen Könige. Es verinnerlichte sich und brachte die reichen Früchte des Geistes. Unter harter äußerer Schaale barg der Alamanne ein tiefes Gemüth, vor allem Liebe zu Weib und Kind. Die wilden Kampfeszeiten mit ihren großen Leidenschaften waren nun vorüber, ein friedliches Arbeiten und Schaffen, mit all den neuen Hülfsmitteln des neuen Landes, nahm den freien Alamannen in Anspruch. Wenn er dann die geduldige Arbeit seiner Hörigen oder eigenen Leute sah, wenn er erkannte, daß sie um ihres christlichen Gewissens willen an dem oft harten Herrn Treue übten, dann erfaßte solch ein Leben auch ihn. Wenn dann seine Kinder die gehörten Erzählungen von den Helden des alten Bundes der Mutter oder dem Vater mittheilten, oder erzählten von der

übernatürlichen Herrlichkeit des Heilandes, der sein Leben hingegeben für alle Menschen, da legte sich auch des Hausherrn Trotz und er mit seiner Familie war dem Gesinde traulich näher gerückt. Bisher hatte er ahnungsvoll seinen Gottesdienst gefeiert im Wald an rauschender Quelle, in geheimnißvoller Schlucht oder unter den hohen Bäumen mit leise rauschendem Gipfel: da hatte er dem unsichtbaren höchsten Gott, dessen Gegenwart er fühlte, sein Opfer gebracht in der Bierspende oder mit Pferdefleisch, hatte er sinnend nachgedacht dem kommenden Ende der Welt, dem rettenden Gott aus solcher größter Noth, der finstern Todesgöttin Hellia oder dem bösen Ungeheuer des Verderbers. Was dort dunkles Ahnen war, das stellte sich ihm nun auf seinem Hofe in vollem Lichte dar in der Erzählung vom Weltgericht am jüngsten Tage, vom Erlöser, vom Satan. Noch heute finden wir die Spuren alter Gottesverehrung in unserer Nähe, den Wodansfels (jetzt Gutenfels unter Wildenstein), Wodansbühl (jetzt Gutenspiel bei Ziefen; ebenso Gutisbühl auf Mettenberg bei Rümlingen). Noch heute klingt im Leben des Volkes fast unverlierbar noch manch alter Brauch, der an bestimmte Tage gebunden ist, wie das Tragen des Heli Wog (heiliges Wasser) zur letzten Mitternachtstunde des Jahres durch die Knaben, um den Segen des nächsten Jahres für das Haus zu erwerben, während die Mädchen in den Figuren des in kaltes Wasser gegossenen Bleischmelzes die Zukunft zu erkennen suchen. Heute noch beleben sich dem Landvolke die augenfälligen Gestaltungen von Berg und Thal, Schlucht und Quelle und Wald mit seltsamen, freundlichen und feindlichen Wesen, die unserm jetzigen Denken ganz fremd sind. So verwoben sich uralte, dunkle Ahnungen des Menschenherzens mit der tiefsinnigen Klarheit des Evangeliums.

Da brach von Westen her ein freundlicher Schein herein. Am Ende der damals bekannten Welt, im heutigen Irland, war römische Kultur und christliche Ordnung von keinen Völkerstürmen weggefegt worden. Abgeschlossen baute sich das Keltenvolk sein staatliches und in apostolischer Einfalt sein kirchliches Wesen aus, unbekannt mit den Glaubensstreitigkeiten des Morgenlandes und der auf Macht und Reichthum ausgehenden Kirche Galliens. Mit derselben kindlichen Hingebung, die sie dem Evangelium entgegen brachten, sandten sie nun Boten aus, um in den verheerten Ländern des Reiches wieder Christum zu verkünden. Fridoald oder Fridolin wird der erste dieser Boten genannt, von dem man Näheres vernimmt. Freilich ist seine Geschichte erst etwa 600 Jahre nach seinem Tode zusammengestellt worden, und so sehr mit Fabeln vermischt, daß sie einem Schutthaufen gleicht, in dem ein Goldkorn vergraben ist. Er selber, in seiner einsamen Wanderung zur Bekehrung der Alamannen, in seiner schwer zu erkennenden Wirksamkeit gleicht dem Morgensterne, der in der frühen Dämmerung der Sonne vorangeht. Das ist sicher, daß an seinen Namen sich knüpft die Gründung des ersten Missionspostens in unserm Lande, der Zelle auf der Insel Seckingen. Von nun an war es nicht bloß die verborgene Wirksamkeit der

armen Hörigen, die dem Christenthum Bahn brach, sondern es bildete sich eine zusammenhangende, priesterliche Verkündigung aus.

VI. Gestaltungen im Volksleben und im Staat.

Auf seinem stattlichen Hofe waltete der freie Alamanne sorglos, bis die natürliche Ausdehnung seiner Familie neue Einrichtungen erforderte. Die verheiratheten Kinder und Kindeskinder konnten nicht alle in dem Herrenhofe bleiben und mußten sich neue Wohnungen schaffen. So erweiterte sich der Hof durch Neubauten mit der Zeit zum Weiler, zum Dorfe; freilich nicht in der Weise der alten Bewohner des Landes, welche einst Haus an Haus gereiht hatten, sondern nach der Weise der eigenen Väter, welche das Haus umgeben wissen wollten mit eigenem Gelände, damit es wieder einen kleinen Hof darstellte. Diese Neubauten hielten sich auch an das Muster der Stammhäuser jenseits des Rheines und wurden nicht in Stein, sondern in Holz ausgeführt. Liegende Balken bildeten die Wände, kleine Oeffnungen stellten die Fenster dar, die im Winter mit Stroh verstopft oder mit durchscheinenden Schweinsblasen besetzt, Nachts mit Schiebläden verschlossen wurden. Nach vorn war die dunkle und enge Stube gerichtet, darin stand der massige Hausrath: der schwere Tisch, die Bank um den gemauerten Ofen, das wuchtige Bett, der gewaltige Trog, die von Balken abgeschnittenen Blöcke als Sitze. Nach den andern Seiten des Hauses standen unter weitem Schermen die Stallungen für die verschiedenen Hausthiere, der Schopf für das Ackergeräthe, die Werkstatt für die Reparaturen und die großen Holzbeigen. Alles das war überdacht mit einem hohen und weiten Strohdach, das sich stützte auf zwei gewaltige Eichenbäume, Sulen oder Stüde genannt. Der mittelste Raum im Hause, ohne Licht, diente als Küche und Aufenthaltsort im Winter für das Gesinde. Ohne Kamin zog sich vom breiten und festen Herde der Rauch in die Höhe, durch die weite Höhlung des Daches, denn das Haus hatte nur das eine Stockwerk ebenen Fußes.

Um das Haus herum standen die großen hölzernen Speicher zur Aufnahme des Getreides und aller Vorräthe für die Küche und die Kleidung.

Zugleich mit der Familie des Herrn erweiterten sich auch diejenigen der Hörigen. Darin bestand ihre Hörigkeit, daß Keiner den Hof verlassen durfte, sondern Alle, von Geschlecht zu Geschlecht, als zum Hofe gehörig betrachtet wurden. Dem Herrn des Hofes, der jeweilen im alten Herrenhofe wohnte, hatten sie fort und fort die ihnen zugewiesenen Arbeiten zu leisten in Wald und Feld und in der Werkstätte; außer dieser hergebrachten Leistung verfügten sie frei über ihre Zeit und Kraft. Nun mußte auch ihnen Wohnung um Wohnung gebaut werden. Den Platz hiefür wies ihnen der Herr, ebenso das Holz zum Bau, und dafür hatten sie einen Zins zu entrichten. Es war bei solchen Bauten Sitte,

daß alle Bewohner eines solchen Ortes sich auch in die Arbeit theilten, die Familien der Freien die Fuhren, die „armen Leute" Handfronen leisteten. Solch altes Recht ist mit der Zeit eine Sitte geworden und hat als solche sich erhalten bis auf unsere Tage.

Bei der Erweiterung der alten Höfe änderten auch die Namen derselben in dem Sinn, daß sie nicht mehr bloß nach dem Namen des ersten Ansiedlers, sondern nach dem seiner folgenden Familie genannt wurden. Geltrichs Hof wurde genannt der Hof der Geltrichingen, Geltrichinghova, so Normandinghova, Bettinghova, Liuvolfinghova, Hebinolfinghova, Kenrichinghova, Buttinghova, Dietinghova und erst in spätern Jahrhunderten traten solche Namen auf als Gelterchingen, Normandingen, Bettkon, Läufelfingen, Häfelfingen, Känerkinden, Buttkon, Dietkon, und heute erscheinen die Namen als weiter mundgerecht gemacht.

Mit der Erbauung von Wohnungen war aber der Fortbestand und das Gedeihen des zum Ort erweiterten Hofes noch nicht gesichert. Jede Familie bedurfte des Landes für ihren, wenn auch nicht ausgedehnten Ackerbau. So gab der Herr jedem Mitgliede der Familie das Nöthige nach bestimmtem Maß, auch den Hörigen, aber diesen nur gegen einen Zins für die Benützung, da er sein Eigenthumsrecht vorbehielt an Aeckern und Matten. So sehen wir, daß von Anfang an in der Mark eines Hofes, später genannt im Bann eines Ortes, bodenzinspflichtiges Land lag neben solchem, das frei, ledig und eigen war.

Das bebaute Feld lag in der Nähe des Ortes und in günstiger Lage. Der größte Theil der Mark oder des Bannes bestand in Waldungen und Weideland. Es liegt in der Natur der Sache, daß das bebaute Land, das erst durch den fleißigen und sorgfältigen Anbau seinen Werth erhielt, immer mehr als ein Eigenthum des Bebauers betrachtet wurde und in Kauf und Verkauf überging, während das Uebrige noch Eigenthum des Herrn blieb, der dann der Gemeinschaft oder Gemeinde das Recht der Allen so nothwendigen Benützung einräumte. Diese Benützung ward besonders ausgeführt durch den Weidgang, wie durch die Jagd und den Fischfang. Jagd und Fischfang behielt in der Regel der Herr sich selber vor, die Rinder-, Roß- und Gänseherden des Ortes aber zogen in gehöriger Eintheilung nach den Jahreszeiten von Weide zu Weide, während der Wald nicht nach dem überflüssig vorhandenen Holz, sondern nach der Eichel- und Buchenmast für die Schweine geschätzt und benützt wurde. Diese weitern Theile des Bannes, die gemeinschaftlich als Weideland benützt wurden, nannte man mit der Zeit Gemeingut, Allmend. Sie mußte unvertheilt bleiben, so lange der Weidgang Bestand haben sollte.

Auch mit dem angebauten Felde ergab sich eine ganz natürliche Ordnung. Der Ackerbau überhaupt bestand damals immer noch im einfachen Wechsel der Sommerfrucht (Gerste oder Hafer), der Winterfrucht (Waizen oder Dinkel) und des Brachliegens. Bei der großen Bedeutung des Weidgangs und der dadurch nothwendig werdenden Einzäumung des bebauten Landes zum Schutz des Getreides gegen die Einbrüche des Viehes, lag es in

Aller Interesse, die gleichartig besäeten Aecker beisammen zu haben. Nur so war es auch möglich die Brache zu weiden und nach eingesammelter Ernte die Schafe und Kälber auf die Stoppelweide zum Sammeln abgefallener Aehren zu treiben, und nur so wurde vermieden, daß nicht jeder einzelne Acker mußte eingehaget werden. Die drei großen gemeinschaftlichen Fruchtfelder wurden Zelgen genannt und jeder Ort hatte so seine Kornzelg, Haferzelg und Brachzelg. Diese ganze Feldwirthschaft wird genannt die Dreifelderwirthschaft. Sie wurde ergänzt durch Anlage von Matten in den fruchtbarsten Gründen der Mark, um für den Winter das nöthige Futter zu haben.

Auch in der Bevölkerung eines Ortes änderte sich mit der Zeit gar Manches. Einzelne der Hörigen kamen zu Vermögen, während die Abkömmlinge des Herrn oft in Armuth versanken. Dabei verbanden sich durch Heirath Angehörige freier und solche höriger Familien, so daß es bald schwer wurde den Stand des Einzelnen genau festzustellen. Nach und nach setzten die Gesetze fest, daß die Freien eingetheilt würden in Solche vom Adel (vornehmen Herkommens), Mittelfreie, die Eigenthümer von Grund und Boden, und Minderfreie, die kein Grundeigenthum mehr hatten, aber doch freier Abstammung sich rühmten. Die Unfreien waren Hörige oder Halbfreie, die ihren Grundbesitz von einem Freien herleiteten und ihm dafür den Zins in Hühnern, Eiern, Garben, Vieh, Wein oder Bier entrichteten und für ihre Hörigkeit dem Herrn (altdeutsch Fron) ihre Dienste (oder Fronden) in Tagwerken (altdeutsch Tagwen) auf seinem Hofe ableisteten. Diese letztern wurden mit der Zeit Tagwener, Tauner genannt. Daneben gab es aber noch eine Zahl von Leibeigenen, die Nachkommen einstiger Kriegsgefangener oder durch Schulden oder Verbrechen anheim gefallener, die dem Herrn ganz angehörten und von ihm verkauft werden konnten. Der ursprüngliche Charakter der ersten Hofbewohner als einer Familie blieb aber auch bei solcher Erweiterung und Gliederung noch immer den Bewohnern eines Ortes, so daß die Liebe zur Gemeinde stärker blieb als die Liebe zum weitern Vaterlande. Auch hatten sie Alle, Hörige wie Freie, in der Gemeinde ihre Stimme und mit der Zeit gleiches Anrecht an der Allmend.

Während so auf dem Lande das Leben in voller Entwicklung war, blieben die Städte so sehr arme und kümmerliche Gemeinwesen, daß die Geschichte zwei Jahrhunderte lang kaum ihren Namen nennt. In den Trümmern der einst starken und stolzen Römerbauten drängte sich ein verlassenes Volk zusammen. Handel und Gewerbe waren nicht mehr: wer essen wollte, mußte im Schweiße seines Angesichts seinen Acker bauen. Aber hier erhielt sich fort und fort, wie ein erlöschendes Licht, das Christenthum, da und dort, gleichsam verborgen und nach außen hin unbeachtet, ein christlicher Priester, der das Wort vom Kreuz und die Sakramente verwaltete. Diese durch lange Zeiten hindurch bewährte religiöse Treue sollte einst ihre reichen Früchte tragen, denn durch die Kirche kamen später die Städte wieder empor.

So bildeten sich im Innern des Volkslebens auf dem Lande neue Ordnungen, die zum Theil bis in unsere Tage, an anderthalb Jahrtausende lang fortbestanden, während das öffentliche Leben sich nur langsam umgestaltete. Nach der Einrichtung des Kriegsheeres, das in Rotten von je hundert Mann sich bewegte, wurden die angesessenen Alamannen einer Gegend zum gemeinsamen Gerichtskreise eingetheilt unter dem Namen der Hundertschaft, des Cent. Jeden Samstag, in ruhigen Zeiten je am andern Samstag, fanden sich die Freien eines Cent auf der Gerichtsstätte ein. Unter hoher Eiche oder Linde saß der Graf des ganzen Gaues, bei ihm sein Stellvertreter im Cent, oft Centgraf genannt. Wer von den Freien sich nicht eingestellt hatte, der war einer Buße verfallen, die dem Werthe von vier Ochsen gleichkam. Hier wurde Kauf und Verkauf von Grundstücken gefertiget dadurch, daß vor den Versammelten als Zeugen der Verkäufer dem Käufer eine Erdscholle von jenem Lande, oder einen Baumzweig übergab. Hier wurden die jungen Männer wehrpflichtig erklärt, wurden die kleinern Händel, welche nicht von der Gemeinde auszutragen waren, beurtheilt, Streitigkeiten über das Eigenthum wurden durch Zeugen klar gelegt, die Ansprüche durch einen Eid erhärtet, wobei der Schwörende eine Anzahl von redlichen Männern als Eideshelfer zu stellen hatte, die, ihre Hände zusammen auf einen Schild gelegt, mit ihm schworen. In gar schweren Fragen wurde das Gottesurtheil angerufen, wobei das Eintauchen der bloßen Hand in siedendes Wasser, das Tragen eines glühenden Eisens, der Zweikampf den Entscheid gaben.

Die Verbrechen gegen Leib und Leben mußten mit schwerem Gelde gesühnt werden. Es bestand von alten Zeiten her ein sogenanntes Wergeld für jede Mißhandlung, für jeden Faustschlag, für jedes verletzte Glied, wobei die Mißhandlung der Frauen höher gestraft wurde, als die an Männern begangene; besonders nützliche Hörige, wie der Handwerker oder der Hirte, waren durch höheres Wergeld geschützt, als der gewöhnliche Arbeiter. Selbst das Leben wurde nach Geld geschätzt und die Tödtung eines Freien mit 160 Schillingen (nach jetzigem Werthe etwa Fr. 15,000. —), eines Adeligen mit 240, eines Hörigen mit 80, eines Leibeigenen bloß mit 15 Schillingen bestraft. Das Wergeld für den Freien kam seiner Familie ganz, für den Hörigen aber bloß zu einem Drittheile zu, zwei Theile gehörten dem Herrn, ebenso dem Herrn das Wergeld für den Leibeigenen. Wer nicht bezahlen konnte, verfiel dem Herrn mit Leib und Gut und ward so selber Leibeigener.

Die von Alters her ererbten und dem Volke wohl bekannten Bestimmungen über alle diese Vorkommnisse wurden um das Jahr 630 vom Könige gesammelt und als alamannisches Gesetz niedergeschrieben. Es ist dasselbe reich an sinnigen Vorschriften zum Schutze der Wehrlosen und gegen die Uebertreibung gesetzlichen Anrechts. Wer zur Nachtzeit den Andern überfiel, ward härter gestraft als am Tage, wer streitsüchtig des Andern

Hofraum betrat, bezahlte 6 Schillinge, kam er so bis unter das Dach, so kostete es das Doppelte. Die Brandstiftung hatte den vollen Schadenersatz zur Fölge nebst einer Strafe von 40 Schillingen; ein Jeder war auch haftbar für den Schaden, den die Seinen anrichteten. Für die Unthaten des stößigen Stiers, des ausschlagenden Pferdes, des bissigen Hundes, des halbgezähmten Bärs haftete der Meister. Tödtete der Hund einen Menschen, so hatte dessen Familie, beim Leibeigenen der Herr, das Recht, entweder das ganze oder das halbe Wergeld zu fordern. Im letztern Falle war die Sache kurz abgethan, im erstern mußte der Forderer den Hund über der eigenen Hausthüre aufhängen und hangen lassen, bis er verfault in Stücken niedergefallen war.

Das uralte Recht der Alamannen war einem Jeden so tief ins Herz gegraben, daß die fränkischen Herrscher es nicht wagten, dasselbe anzutasten. Die freie Uebung dieses alten, des eigenen Rechts war ein Heiligthum des Volkes, das den Verlust eines solchen als die unerträglichste Bedrückung empfunden hätte.

Die im öffentlichen Leben der Alamannen und Burgunder mit der Zeit eintretenden Aenderungen gingen vom Hofe des fränkischen Herrscherhauses aus. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des Königsgeschlechtes darzustellen, das von Chlodwig abstammte, sie gehört der Weltgeschichte an und zeigt, wie eine wilde, ungezügelte Kraft mit der Zeit in völlige Ohnmacht umschlug. Auch die vielen Theilungen des weiten Frankenreichs unter die Erben und deren Wiedervereinigung unter ein einheitliches Haupt bis zur neuen Theilung berühren uns nur insofern, als bald das ganze Helvetien demselben Könige zu folgen hatte, bald der alamannische vom burgundischen Theile wieder getrennt wurde. Für das Leben des Volkes selber hatte das Alles, weil bald wieder sich ändernd, keine große Bedeutung.

Die Frankenkönige hatten die unterworfenen Völker, bei völliger Achtung der altgewohnten Sitten und Gesetze derselben, zuerst einfach verpflichtet zur Heeresfolge im Krieg und zur Zahlung von Tribut. Zugleich hatten sie die einst dem Reich oder dem Kaiser gehörigen Güter, wie auch alle Städte und besonders die nicht besiedelten, gebirgigen Landestheile als Wildnisse, zu Krongut gemacht. Im Uebrigen regierte der Herzog der Alamannen wie der Vorsteher Burgunds mit königlicher Macht, und die denselben unterstellten Grafen verwalteten die alten Gaue als Führer der Hundertschaften. Aber immer noch regte sich in den großen Volksstämmen etwas von der alten Lust zu Krieg und Raubzügen, und so wird von fremden Geschichtschreibern erzählt, wie die alamannischen Herzöge, die Brüder Leutharis und Butelin, ihre wilden Heere nach Italien geführt haben zum Kampf mit den Griechen, und wie sie dort bis auf den letzten Mann untergegangen sind. Es wird erzählt, wie die Alamannen und Burgunder in Helvetien mit Heereswucht aufeinander gestoßen, wie die Alamannen über die Pässe des Jura geschwärmt bis Aventicum

und mit Herden von geraubtem Vieh wieder zurückgezogen sind. Nach und nach aber griff die Hand des Herrscherhauses durch; nicht der gebornen Könige selber, welche sich immer mehr begnügten mit den Geschenken der Fürsten und mit der Verehrung, die ihnen von den Völkern dargebracht wurde, wenn sie mit langwallendem Haar auf ihren von Ochsen gezogenen Wagen auf die Reichsversammlung fuhren und auf den goldenen Thron sich setzten. Die Gewalt ward ausgeübt durch die Hausmeier, mächtige und kraftvolle Fürsten, die mit der Zeit alle Macht an sich rissen.

Es war das Reich durch stete Eroberungen bereits ein ungeheures geworden und nur durch die Kraft der Hausmeier ward es zusammengehalten; wenn eines der unterworfenen Völker sich wieder losreißen und wenden wollte zur alten Freiheit, oder wenn ein äußerer Feind das Reich bedrohte, dann ward der Herrbann aufgeboten und der Alamanne verließ seinen Hof um in den Krieg des Königs zu ziehen.

Das Kriegsheer der Alamannen ward geleitet von ihren Herzogen, welche unter sich hatten die Grafen, die Führer der Mannen ihres Gaues. Jeder Krieger mußte die Lebensmittel für drei Monate ins Feld bringen; vom zwölften Jahre an bis ins hohe Alter war der fränkische Reichsgenosse dem Könige verbunden und dienstpflichtig. Die Landweri, das Aufgebot sämmtlicher Mannschaft erfolgte selten; wenn des Königs Aufgebot erscholl, da war bestimmt, wie viele der Gau zu stellen hatte, wer zu Hause bleiben durfte und wer bei Strafe von 60 Schillingen ausziehen mußte. Natürlich lag es dabei vielfach in der Hand der Gaugrafen wie der Centgrafen, nach Willkühr die ihnen persönlich Nahestehenden mit Gunst zu verschonen und sie schonten zunächst ihre eigenen Leute; darum sehen wir schon frühe, daß der freie Alamanne es vorzog, sein Gut einem Würdeträger anheim zu geben, gegen Zins wieder zu empfangen und so ein Höriger zu werden, anstatt in den fernen ungewissen Krieg zu ziehen. Wenn dann wieder Friede waltete im Reich, dann folgten sich die geordneten Gerichtstage des Cent, die größern Volkstage des Gaus, und unter hohem Baume schlichtete der Graf wieder mit seinen Richtern die Streitigkeiten und bezog er die Einkünfte des Königs, die Heersteuer von allen Grundbesitzern, die Zinse der Königsgüter, die oft schweren Bußen der Straffälligen.

VII. Die Kirche.

Im burgundischen Reiche hat die von den Römern hergebrachte kirchliche Ordnung keine Unterbrechung erfahren. Die Bischöfe von Genf, Aventicum und Sitten lebten ihrem Amte mit erneuter Kraft und ordneten aufs neue die Gottesdienste ihrer Sprengel.

Sie erfreuten sich der Gunst des Königshauses und standen immer auch in Verbindung mit den gallischen Bischöfen; mit ihnen standen sie auch in den großen kirchlichen Bewegungen, welche die damalige Christenheit bis ins ferne Morgenland erschütterten. Denn sobald das Christenthum die weitesten Volkskreise erfaßt und die Kaiser darin ein Mittel zur Vermehrung ihrer Macht erkannt und die Bischöfe mit Rechten und Reichthümern ausgerüstet hatten, da war es mit der ursprünglichen evangelischen Einfalt dahin. Das Wort des Herrn war vergessen: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Es wurde in ganz irdischer Weise, mit allen menschlichen Leidenschaften gestritten und gekämpft, nicht nur um irdische Güter, sondern auch um Fragen, die kein Mensch beantworten kann, und Verfolgung und Haß erhoben sich innerhalb der Christenheit ganz wieder so, wie solche einst zwischen Christen und Heiden gewaltet hatten. Besonders war es die Natur und das Wesen Jesu Christi, worüber gestritten wurde: Arianer wurden genannt alle die, welche in Christo den Gottgesandten, mit göttlicher Kraft Erfüllten erkannten, ihn aber nicht Gott ganz gleich setzten. Rechtgläubig nannten sich, die mit dem Bischofe von Rom in Christo den des göttlichen Wesens ganz Theilhaftigen sahen. Den germanischen Völkern war das Christenthum entgegengebracht worden von den Arianern und in gläubiger Einfalt hatten sie sich hingegeben an die göttliche Kraft des Evangeliums; sie hatten nicht daran gedacht, die ewigen Geheimnisse mit Menschenwort zu erklären. Aber in Burgund hat dieser Streit doch beigetragen zum Sturze des Königs und des Reiches. Die Bischöfe standen auf Seite der rechtgläubigen Erklärung, das Volk der Burgunder aber waren Arianer. Umsonst hatte König Sigmund noch zu Lebzeiten seines Vaters den Uebertritt vollzogen, denn er sah die kommende Gefahr. Chlodwig nämlich und seine Söhne nannten sich Rechtgläubige und unterhielten Verbindungen mit burgundischen Bischöfen bis sie zur Unterwerfung des Reiches heranzogen. Die Franken siegten und bewährten ihre sogenannte Rechtgläubigkeit in Mord und Brand.

Ernstere Gemüther empfanden solchen Gang der Dinge mit Bitterkeit. Viele hielten sich an das Evangelium, welches demjenigen himmlische Güter verheißt, der seine Hoffnung auf irdisches aufgibt. Die Zellen des Klosters St. Moritz zu Agaunum füllten sich vollständig an. Manche verließen Haus und Familie, um in der Einsamkeit nur an Gott und sein Heil zu denken. Bis in die entlegensten Thäler des Jura, soweit burgundische Sprache und burgundische Herrschaft reichten, zogen solche Einsiedler, um in selbstgebauter Hütte, in Gebet und Arbeit Gott zu dienen und durch Wohlthun und einfache Verkündung des Evangeliums den einsamen Hirten das Heil zu bringen. Viele solcher Einsiedler sind damit für Menschenaugen spurlos verschwunden; das Gedächtniß von manchem unter ihnen wurde in der Folge zu hohen Ehren gebracht dadurch, daß ihre Zellen sich erweiterten zu mächtigen Klöstern mit großem Reichthum und fürstlicher Gewalt,

so Romainmôtier an der Römerstraße über den Jura, St. Ursanne in der tiefen Schlucht am Doubs, Moutier-Grandval im weiten Thalbecken an der Birs.

Denn fort und fort belebte sich in der Christenheit wieder der dankbare Sinn, der den kirchlichen Stiftungen für geistliche Spenden irdische Güter zuwandte. Dabei wurde es auch dankbar empfunden und anerkannt, wie in Zeiten von Gewalt und Unrecht die Kirche allein noch ein Rückhalt war für die Gedrückten. Nur sie hatte noch die Kraft und oft auch den Muth, selbst Herren und Fürsten entgegen zu treten. An der Kirchthüre hörte die trotzige Gewalt der fränkischen und burgundischen Unterdrücker auf und Verfolgte, selbst wegen Vergehen und Verbrechen Flüchtige, retteten sich in die gefriedeten Räume des Gotteshauses als in eine Freistätte.

So sehen wir, daß im Wetteifer der Großen und Gemeinen des Volkes Gut um Gut, Hof um Hof, Land und Leute an die Bisthümer und Klöster vergabt wurden. Und von diesen ward nichts zurückgewiesen; vielmehr wußten die am Hofe wohl angesehenen Bischöfe ihre und ihrer geistlichen Stiftungen Rechte und Vorrechte wohl auszudehnen.

Anders gestalteten sich diese Dinge auf dem Boden des alamannischen Helvetiens. Aus der Stiftung Fridolins bei Seckingen kamen die dort sich mehrenden irischen Mönche als Sendboten auf die Höfe, erst schüchtern, dann immer zuversichtlicher, weil sie nicht verfolgt wurden. Mit ihrer schwachen Kraft verband sich nun diejenige der Christen aus den Städten und der aus dem Elsaß herüberkommenden Missionäre. Da baute ein Herr um den andern auf seinem Hofe einen Schopf, ein Betbur, wie man es nannte, in dem der gelegentlich einkehrende Priester taufte, am Festtag das bescheidene Liebesmahl hielt, die Kinder das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß lehrte, worin aller christlicher Unterricht bestand, und den Segen über die Ehen sprach. Von Hof zu Hof, von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf wanderten diese Priester und dankbar nahmen sie auch die kleinste Gabe an zu ihrem Lebensunterhalt. Nach und nach wurde das Betbur (Bur heißt Haus, Büren heißt Häuser; im Vogelbauer klingt heute noch das alte Wort nach), das Bethaus zum Kirchlein, der Priester setzte sich bleibend an und der Grund zur Kirchgemeinde war gelegt. Der Stifter der Kirche war deren patronus und hatte das Recht der Pfarrwahl wie der Verwaltung des Kirchenguts.

Das Bedürfniß, in diese Dinge Gestalt und Ordnung zu bringen, kehrte bald ein und so sehen wir wohl darum, weil es bereits in der römischen Zeit so gewesen war, frühe schon auch einen Bischof in Augst und ebenso in Vindonissa. Mit dem Aufleben des Christenthums gingen diese Bischöfe von ihren ärmlichen Sitzen in die aufstrebenden Städte Basel und Constanz über, von wo aus sie mit größerer Kraft ihre Wirksamkeit ausdehnen konnten. Das geschah etwa in den Jahren 550—570 nach Christo, etwa 150 Jahre nach dem Aufhören römischer Herrschaft.

Das noch immer halbwilde Volk erfaßte nun die frohe Botschaft mit der ganzen Inbrunst einer gesunden Natürlichkeit. Die Hingabe des Vergänglichen gegen ein Unvergängliches, selbst des Lebens gegen die ewige Siegeskrone war ganz nach seinem Sinn; denn das waren ja von Alters her auch seine gepriesenen Helden, die für ihr Volk und für ihren Heerführer das Leben eingesetzt haben. Darum standen ihm auch vor Allem hoch die Märtyrer, die für den Glauben gestorben waren; es glaubte an Wunder und Zeichen, die auf ihrem Grabe stattgefunden hatten, oder von ihren Gebeinen ausgingen. Es traten an die Stelle der überlieferten Heldengeschichten und Kriegsgesänge vielfach die Erzählungen vom Leiden und Tode der Glaubenshelden, vor allen des ritterlichen Mauritius, der einst mit den Seinen im Wallis getödtet worden war. Diese Erzählungen erweiterten sich immer mehr, bis man hörte von 6666 Gefallenen. In Zürich und Solothurn und Zurzach und andern Orten wußte man über die Lebens- und Todesgeschichte Einzelner aus jener Thebäischen Legion, des Felix und der Regula, des Urs und Victor, der Verena, Wunder über Wunder zu berichten, und in unerschöpflicher Verehrung wurden die Heiligen gefeiert. Die Gebeine jener sagenhaften Gestalten zu besitzen, war eine Ehre und ein Vortheil, vor allem aber ein Gottesdienst, und wie nach einer heiligen Opferstätte ward zu ihnen gepilgert, besonders aber zum größten Gotteshause Helvetiens, das zu Agaunum über dem Grabe der Thebäer sich wölbte und St. Moritz genannt wird bis zum heutigen Tag.

Auch Fridolin ward der Gegenstand seltsamer Wundergeschichten. In den vielen Capellen und Kirchlein, die von ihm selber oder von seinen Nachfolgern gegründet oder doch priesterlich besorgt worden sind, wurden die Thaten des irischen Königssohnes immer und immer wieder erzählt, wie er den Rhein bei Seckingen abgeleitet, wie er Todte aus dem Grabe gerufen hätte. Er soll vom Birsthal aus ins Land gekommen sein, da zu Breitenbach die Capelle Fridolins heute noch steht, und über Bretzwil und Reigoldswil, wo die Capellen zu Ehren seiner beiden verehrten Heiligen Remigius und Hilarius bis in späte Zeiten dem Gottesdienste des Volkes dienten. Wohl aus königlicher Hand ward seinem Stifte das ganze Glarnerland geschenkt. Von den Einsiedlern und Gründern der Klöster wurde erzählt, wie sie von bösen Geistern versucht und geplagt worden seien, wie aber auch wilde Thiere und böse Menschen, selbst die leblosen Bäume ihnen Dienste und Huldigung gewährt hätten.

In dieses Halbdunkel christlicher Erkenntniß fiel von Westen her wieder ein helles Licht. Auf dem gebahnten Pfade der irischen Glaubensboten wanderte eine neue Gesellschaft derselben einher. Es war im Jahre 609, als Columban mit seinen eilf Schülern den Boden Helvetiens betrat. Vor zwanzig Jahren waren sie aus Irland nach dem Frankenreiche gekommen, hatten furchtlos den König und seinen Hof zu unsträflichem

Wandel und zu christlichem Leben ermahnt und dabei Gutes und Schlimmes erfahren. In der Wildniß der Vogesen hatten sie drei aufblühende Klöster gestiftet und darin einige der Gefährten zurückgelassen. Weiter und weiter wandernd kamen sie nun bis Zürich, bis zum obern Ende des Sees. Da fanden sie noch ein heidnisches Volk, bei dem sie zu bleiben beschlossen. Als aber der junge Gallus in handgreiflicher Weise bei einer Predigt das heidnische Heiligthum in Brand steckte und die verehrten Bilder desselben in den See warf, da loderte der Grimm des Volkes auf und die Fremden mußten weiter ziehen. Sie kamen nach der Römerfeste Arbon und wurden von dem christlichen Priester Willimar mit herzlicher Freude empfangen mit dem Gruße: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Zehn Tage lang unterhielten sich die irischen Boten mit den arbonischen Christen über die christliche Lehre und über den Plan, solche in diesen Gegenden den Heiden zu verkünden. Dann zogen die Fremdlinge hinüber in die zerfallene Römerfeste Brigantia, um ihre Lebensarbeit zu beginnen. Drei Jahre lang wirkten sie dort trotz allerlei Anfechtungen unermüdlich, bis durch den Tod des Frankenkönigs Theodebert im Kampfe mit seinem Bruder Theoderich ihre Lage eine unsichere wurde und Unfälle aller Art eintraten. Der heftige Gallus hatte die drei, wohl noch von den Römern herrührenden, vergoldeten Götterbilder in den See geworfen und den großen Weihkessel mit dem dem obersten Gott Wodan geheiligten Bier ausgegossen. Das hatte bei den Einen der Heiden Wohlgefallen, bei den Andern bittern Groll geweckt. Als zwei der Brüder darauf einer ihnen gestohlenen Kuh nachforschten, wurden sie erschlagen und nun kam auch noch der Herzog mit der Klage, daß durch die neue Lehre das Wild seines Jagdgebietes verzaubert würde. Columban erkannte, daß ein ferneres Wirken in der Gegend von Bregenz nicht mehr möglich sei und beschloß, mit seinen Genossen einen alten Wunsch, die Reise nach Italien, auszuführen. Seinen Lieblingsschüler, Gallus, mußte er aber in dem ungastlichen Lande wegen Krankheit allein zurücklassen. Betrübt packte der Zurückgebliebene die Fischernetze, mit denen er bisher einen Theil des Unterhaltes gewonnen hatte, zusammen; er fuhr zum alten Freunde Willimar zurück und blieb dort bis zur völligen Erholung.

Mit Sehnsucht sah Gallus von Arbon aus hinüber nach den waldigen Höhen jenseits des großen Wassers. Dort wünschte er, nach Art seiner heimatlichen Klöster, abgesondert von der Welt und verbunden mit vertrauten Freunden, sein Leben beschaulich Gott zu widmen. Zwei Geistliche aus Arbon und ein dritter aus dem rätischen Grabs, der Diaconus Johannes, fuhren mit ihm unter Führung eines Jägers hinüber ans waldige Ufer, stiegen den dichtbewachsenen Berg hinan, immer weiter bis hoch oben im stillen Thälchen der Steinach die gesuchte Stätte gefunden war. Hier reuteten sie ein Plätzchen aus, bauten sie sich rohe Hütten und ordneten und übten sie die täglichen Gottesdienste. Unter Gebet hatten sie begonnen, im Hinblick auf Gott arbeiteten sie fort und bald standen hier oben

die einsamen Zellen der Mönche, umgeben von freundlichen Gärten und geborgen im gewaltigen Urwalde. Der Ruf dieser Niederlassung ging aus ins weite Land und manche Christen kamen, um die Arbeit und das Gebet zu theilen. Auch der Herzog wandte den stillen Arbeitern seine Gunst zu und als der Bischof von Constanz starb, da wurde Gallus von den Geistlichen und der Gemeinde als der Würdigste zum Nachfolger gewählt. Der bescheidene Gallus aber wies auf seinen Freund, den Diaconus Johannes, hin und nachdem er diesen noch weiter zur Führung des Kirchenamtes unterrichtet und angeleitet, sah er mit Freuden seinen Schüler auf den bischöflichen Sitz erhoben. Hochverehrt lebte Gallus wieder im Kreise seiner zwölf Schüler im Walde, als sechs Brüder aus dem großen, von Columban gestifteten Kloster Luxeuil in den Vogesen ankamen, und ihn baten, die Leitung jener Stiftung zu übernehmen. Gallus lehnte freundlich solche Würde ab, um an der gewählten Stätte im alamannischen Hochlande zu bleiben und zu sterben. Als er noch einmal seinen Freund Willimar in Arbon besuchte und mit hinreißender Beredtsamkeit das versammelte Volk erbaute, da ergriff ihn ein Fieber, an dem er vierzehn Tage später entschlief. Es war am 16. Oktober, wohl im Jahre 630. Auf seiner Grabstätte wurde sein Nachlaß niedergelegt, seine Reisetasche, sein Stab, ein härenes Gewand und eine eherne Kette, die er zu täglicher Buße auf bloßem Leibe getragen hatte.

Die Zelle des h. Gallus, St. Gallen, wurde nun rasch zum Mittelpunkte des christlichen Lebens in der Ostschweiz. Wallfahrten kamen von weit her zum geweihten Grabe; die neubelebten Gemeinschaften der alten Christen, die neugestifteten Gemeinden der aus dem Heidenthum Bekehrten wandten sich alle nach St. Gallen, von wo aus sie eine Fülle von Licht und Leben empfingen. Sie brachten das Wachs für die Lichter der Kirche, reiche Spenden zum Lebensunterhalte der Brüder, aber noch waren die Zeiten ruhigen Wirkens nicht angebrochen. Alamannien erhob sich gegen die fränkische Herrschaft; wilde Schaaren brachen in das Land ein, um die Revolution zu dämpfen. Da flüchtete alles Volk vom flachen Lande, wo ihre großen Strohhäuser in Flammen aufgingen, in die festen Reste der Römerbauten, in die entlegenen Wälder und vor allem unter den Schutz des Heiligen zu St. Gallen. Die Franken kannten keine Rücksicht gegen die geweihte Stätte, sie durchwühlten Alles, selbst das Grab des h. Gallus, um verborgene Schätze zu finden, sie verheerten das Gotteshaus so sehr, daß es von der Erde vertilgt schien. So hatte es den Anschein, als ob ein eingelegtes Samenkorn hoffnungslos erstorben wäre.

Denn Carl Martell, der Sieger über die ungläubigen Sarazenen, wandte sein scharfes Schwert gegen die abgefallenen Alamannen, aber er wollte nicht die kaum erwachenden Keime des christlichen Lebens ertödten. Er warf in mehreren Kriegszügen alle Empörung blutig nieder und so thaten nach ihm seine Söhne Pipin und Carlmann. Diese ruhten nicht, bis sie in einem blutigen Strafgericht, selbst durch Verrath, die Häupter der

alamannischen Fürsten gefällt hatten, dann aber wandten sie alle Sorgfalt an, die verheerten Gotteshäuser wieder aufzurichten. Die an Königsstatt und mit königlicher Gewalt wirkenden Hausmeier sahen mit freundlichem Blick auch auf St. Gallen Zelle. — In Rätien waltete damals ein fürstliches Geschlecht, das die weltliche Herrschaft über die verschlungenen Thäler mit der bischöflichen Gewalt verband. Man heißt diese Familie die der Victoriden, weil mehrere ihrer Mitglieder Victor hießen. Hundertundfünfzig Jahre lang herrschte dieses Geschlecht in Frieden, während vielfach Kriegsgeschrei die umliegenden Länder erfüllte. Bei ihm hielt sich ein durch Weisheit und frommes Leben hervorragender Geistlicher auf und dieser ward von den fränkischen Hausmeiern bezeichnet als der Mann, der St. Gallen Zelle wieder erheben könnte. Otmar ward also an die Steinach versetzt; unter fürstlichem Schutz ward die Stiftung erneuert, nicht mehr in Holz, sondern in Stein wurde die neue Kirche erbaut; Pipin selber sandte zu ihrem Schmuck eine Glocke, die erste, welche in diesem Land ertönte. Da strömten Alamannen, Rätier und Iren herbei, um in dem frisch aufleuchtenden Gotteshause Theil zu nehmen am geweihten Leben. Als nun auch, nach der Weise der alten berühmten Klöster, hier die Lebens- und Gebetsregel des h. Benedict eingeführt wurde, war St. Gallen ein Kloster und Otmar sein erster Abt. Weithin durch Helvetien, weiter noch ins Schwabenland hinaus ging der Ruf der geweihten Stätte und wie die Pilgerzahl von Jahr zu Jahr sich mehrte, so mehrten sich auch die Vergabungen an das Kloster. Im nahen Thurgau, Zürichgau, Aargau bis hinunter vor die Thore Basels; über dem See bis weit ins Schwabenland und bis hinunter in den Breisgau am Rheine vergabten die Verehrer des h. Gallus dem Kloster größere und kleinere Zinse von ihren Feldern, vergabten sie diese Felder selber unter dem Vorbehalt, zeitlebens sie gegen Zins noch benützen zu dürfen. Abt Otmars Zeit ist nicht mehr die Zeit der Kindheit, sondern diejenige der aufstrebenden Jugend des Stiftes St. Gallen, wo der Grund gelegt wurde zu weitem Länderbesitz, zu großer Verwaltung, und vorbereitet wurde die Zeit kriegerischer und politischer Bedeutung.

Doch nicht nur durch äußerliches Wachsen, sondern auch durch innere Kräftigung ist Otmars Zeit bezeichnet. Damals schon legte St. Gallen den Grund zu seiner später so berühmten, im weiten Reich einzig dastehenden Schule. Die meist schon erwachsenen Mönche fingen an zu lernen; um die h. Schriften in der Ursprache lesen zu können, übten sie sich in der lateinischen und griechischen Grammatik; um gleich den fernen irischen Brüdern herrliche Schriften in frischem Farbenglanz auf kostbarem Pergamente darzustellen, nahmen sie in die ungefüge Hand das Schreibrohr und den Pinsel und ruhten nicht, bis sie die Vorbilder erreicht hatten. Selbst ihre rauhen Kehlen übten sie im Gesang der Lieder zu Ehren Christi und der Heiligen, und St. Gallen ward so das Vorbild einer oberdeutschen Bildungsstätte, zu vergleichen einem hochgestellten Leuchter in dunkelm Raume.

Auch die Werke der Liebe wurden gepflegt, Krankenzimmer wurden angelegt für die Pilger, die in Leibesnoth Heilung suchten bei dem Wunderquell des h. Gall. Von Abt Otmar wird erzählt, daß er die Kleider vom eigenen Leibe weggegeben hätte zur Deckung der Blöße der Armen.

So ist es natürlich, daß der hohe Ruf von St. Gallen Stift nicht nur in die Hütten und Höfe des Volkes, sondern weithin in die Sitze und zu den Ohren der Fürsten und selbst der Könige drang. Es ist aber im allgemeinen Lauf menschlicher Dinge begründet, daß jedes Wachsthum und jede Entwickelung nur durch Aufstehen und Fallen und Wiederaufstehen sich vollzieht. Für Klöster und geistliche Stiftungen ist, wie allem religiösen Leben überhaupt, nicht immer die Zeit äußerlicher Hebung auch zugleich die Periode innerer geistiger Erstarkung. Solch inneres Starksein bewährt sich oft gerade unter Umständen, die dem Menschenauge als ärmliche, schwache erscheinen. Das hat St. Gallen wiederholt erfahren. Gerade zur Zeit seiner ersten großen Errungenschaften an Land und Leuten stieß es zusammen mit dem weltlichen Streben der Großen. Diese konnten nicht ruhig zusehen, wie so manches Gut ihrer Macht sich entzog und dem Heiligen an der Steinach sich zuwandte. Vor Allem führten sie ihre Schläge nach dem Haupte des Klosters, dem Abte Otmar.

Als in St. Gallen eine Nachricht die andere drängte, wie die zerstreuten Spenden der Gläubigen, die Besitzungen des Klosters, von Gau zu Gau von den Mächtigen des Volkes an sich gerissen wurden, erhob sich Abt Otmar, um an den fernen Königshof zu ziehen und dort, an der Quelle aller Macht, sein Recht zu suchen. Pipin, der schon als Hausmeier des Königs sich als Freund des Klosters bewährt hatte, war nun mit Hülfe des Papstes selber König geworden. Den letzten schwachen Sprößling des chlodwigischen Geschlechtes hatte er in eine verschlossene Klosterzelle verwiesen, und Niemand hat es für wichtig genug gehalten, zu verzeichnen, in welchem Jahre der letzte König gestorben ist. Dem Papste hatte er einen früher undenkbaren Einfluß auf die Kirchen des Frankenreiches eröffnet, dafür hatte der Papst ihn mit seiner Gemalin nach der alten Weise Samuels zum König gesalbt und den Völkern bei Verlust der Seligkeit verboten, je einen andern König zu wählen. Dem stärksten aller Großen des Reiches wagte kein Mächtiger mehr zu widersprechen. Zu ihm wollte nun Abt Otmar ziehen, um zu klagen und Schutz zu finden.

Mit den weltlichen Feinden des Klosters hatte sich auch der Bischof Sidonius von Constanz verbunden, der es nicht leiden wollte, daß das Kloster sich seiner geistlichen Herrschaft entzog und einem Bischofe gleich über kirchliche Dinge schaltete. Abt Otmar wurde bald nach seiner Abreise mit seinem Gefolge von Wegelagerern aufgegriffen und auf die Burg des Grafen, nach Bodman gebracht. Er wurde gemeiner Verbrechen angeklagt, Mönch Lantpert zeugte gegen ihn, und so wurde er vor Gericht gestellt. Er bekannte sich

als großen Sünder vor Gott, aber unschuldig des angeklagten Verbrechens; im Uebrigen verzichtete er auf jede Vertheidigung, da er in den Händen ungerechter Richter sich befände. Da wurde er in ein Gefängniß auf der Rheininsel bei Stein gebracht. Unter Beten und Fasten starb er dort am 16. November 759. Pipin starb neun Jahre später.

Es folgte nun eine schwere Zeit für St. Gallen. Die zerstreuten und geraubten Güter wurden zwar wieder an das Stift zurückgebracht, da königliche Kammerboten von Ort zu Ort reisten und Zeugnisse aufnahmen über die Rechtmäßigkeit der einstigen Schenkung. Noch liegt der Pergamentstreifen vor, der bezeugt, daß Dudarius in Augst sein Erbgut mit sammt seinen Leibeigenen dem Kloster geschenkt hatte. Aber der Streit mit dem Bischof von Constanz dauerte über fünfzig Jahre. Er vererbte sich von Bischof zu Bischof, von Abt zu Abt; König Pipins Sohn, Kaiser Karl der Große, bemühte sich vergeblich um den Frieden und endlich blieb es dabei, daß St. Gallen dem Bischof jährlich ein Pferd und eine Unze Goldes zu entrichten hatte, in geistlichen Dingen aber frei war.

Wir haben uns darum lange bei der Geschichte von St. Gallen aufgehalten, weil das Stift in der Folgezeit zu größter Bedeutung wurde für die ganze deutsche Schweiz und weil kein anderes Stift über damalige Zeitereignisse eine so gründliche Hauschronik besitzt, wie St. Gallen.

Es war diese Zeit der Durchführung des Christenthums überhaupt reich an Klosterstiftungen. Als Columban nach Italien reiste, blieb auf dem Pfad über den Lukmanier in bergiger Einöde einer seiner Schüler zurück, um für die Alpenhirten zu Disentis eine Kapelle zu bauen; nach mehr als hundert Jahren wurde solche durch einen andern Missionar zum Kloster erweitert. Ein Alamanne gründete zu Luzern am Ausflusse der Reuß aus dem See ein immer bescheidenes Klösterlein, während die Stiftung auf einer Halbinsel im schlangenartig sich windenden Rheine, das später so stattliche Rheinau, seinen Ursprung von alamannischen Herzogen oder Grafen herleitete. Alle diese Gotteshäuser sind Zeugen aus einer Zeit, da von allen Seiten daran gearbeitet wurde, Alamannien für das Christenthum zu gewinnen. Denn noch immer lag solches mit dem angestammten Heidenthum im Kampf und Gewaltthaten durch die Einen wurden gegen die kirchlichen Einrichtungen geübt zu gleicher Zeit, da Andere ihr Hab und Gut, ihr Leben für solche dahingaben. Um der Sicherheit willen hatte Fridolin die Rheininsel für seine Zelle gewählt; auf einer Aarinsel baute sich ein Anderer an und aus seinem Werke ist das Kloster Schönenwerd geworden, das später auf die nahe Anhöhe versetzt worden ist. Auch auf die Inseln Ufenau und Lützelau im Zürchersee zogen sich Einsiedler zurück, um die Leuchte des Evangeliums aufzustellen und heute noch versetzt der Anblick des alten Kirchleins unsere Gedanken um fast tausend Jahre zurück. Und immer noch erschien der Fortbestand des Christenthums nicht als gesichert und eifrige Christen wandten sich an den als weiser und beredter Theologe

bekannten Unterbischof Pirminius zu Meaux in Gallien, damit er käme und unter störrigem Volke christliches Leben erweckte. Pirmin kam im Jahre 724 unter dem Schutz des jungen Hausmeiers Carl Martell und unter der Führung des Alamannen Sintlas. Auf Sintlasau, der Insel im Untersee bei Constanz, nahm er seinen Sitz. Er ging aus in die heidnischen Völkerschaften und kam auch nach Disentis, wo er die irische Stiftung erhob und zum geordneten Kloster erweiterte. Auf seiner Insel selber legte er den Grundstein zum nachmals so mächtigen Kloster Reichenau, das bald mit St. Gallen wetteiferte und sich der Gunst der Könige erfreute. Aber Carl Martell hatte erst vor Kurzem die von seinem Vater versehene Stelle eines Hausmeiers an sich genommen und in heißen Schlachten gegen die Großen des Reiches siegreich behauptet. Auch in Alamannien wollten die Herzoge bei der Ohnmacht der Frankenkönige nicht sich einem jungen Manne unterwerfen, der ihres gleichen war. Den Haß gegen den Hausmeier trugen sie auf dessen Empfohlenen, auf Pirmin über, und er mußte das Land verlassen. Noch war es ihm möglich gewesen, zunächst in Rätien das Kloster Pfäfers ins Leben zu rufen, als er, einem Flüchtling gleich, aus dem Lande ging. In den Klöstern sah er die Mittelpunkte kirchlichen Lebens, solche zu stiften machte er zu seinem Lebensberuf und es ist erstaunlich, welche große Zahl von Klöstern er noch in der Folgezeit im Elsaß, in Franken, in Gallien aufrichtete. Er hatte nichts für sein Unternehmen einzusetzen, keine äußere Macht, keinen mächtigen Schutz, sondern nur das beredte Wort, die unwandelbare Ueberzeugung und eine rastlose Hingebung; Murbach im Elsaß, eine seiner Stiftungen, sollte später großen Einfluß haben auf die Entwicklung des Schweizerlandes.

Um das Jahr 800 nach Christo erscheint alt-Helvetien völlig für das Christenthum gewonnen; alamannische, burgundische und rätische Bischöfe begegneten sich auf den Reichssynoden des großen Frankenreichs.

VIII. Die Zeit Carls des Großen.

Im Jahre 800 stand Kaiser Carl auf dem Gipfel seiner Macht. Er war eine Herrschergestalt, wie die Welt seit den Tagen Trajans keine mehr gesehen hat und auch nach ihm keine mehr sehen sollte bis auf unsere Zeit. Wir sehen, wie im Brennpunkte die Strahlen von Licht und Wärme, so in ihm vereinigt was die bisherige Weltentwicklung gewonnen hatte an geistigen und materiellen Gütern, und von ihm ausgehen die Ziele einer neuen Weltgestaltung. Sein Wirken, oder vielmehr seine Person bildet den großen Markstein der Weltgeschichte: er war der letzte römische, er war der erste deutsche Kaiser; hinter

ihm lag die vollbrachte Aufgabe der romanischen, vor ihm die begonnene der germanischen Völker als Träger des Erziehungswerkes der Menschheit.

Man hat ihn später zu einem Heiligen gemacht, aber er nimmt sich doch etwas sonderbar aus neben Ludwig IX; denn seine altfränkische Königspraxis in der Ehe, sowie der Schatten seines mit sammt der Gemalin und Kindern verschwundenen Bruders, der Schatten von 4500 kaltblütig hingeschlachteten Sachsen und die Härte gegen dieses gesammte Volk: das sind unheilige Schatten in dem sonst so wunderbar lichtvollen Bilde.

Kaiser Carl, der unvergleichliche Kriegsheld, ist nicht aufgetreten als gewöhnlicher Eroberer. Da wo uralte Unbotmäßigkeit in seinen Ländern das Haupt erhob, da schnitt er mit scharfem Schwerte die Complotte entzwei; da wo der Mittelpunkt seiner höchsten religiösen Interessen bedroht war, Rom und das Papstthum, da machte er allen Angriffen gründlich ein Ende; vor Allem wo die mühsam geschaffenen christlichen und kirchlichen Ordnungen durch Ungläubige zerstört wurden: da brach er mit furchtbaren Heeren auf gegen die Muhamedaner in Spanien, die Avaren an der Donau und besonders gegen die heidnischen Sachsen, die er in nicht weniger als in 26 Feldzügen, in dreißigjährigem Kampfe, mit immer steigender Unterdrückung niederwarf und mit Gewalt zur Taufe trieb. So hat er sein ererbtes Reich ausgedehnt von der Mündung der Elbe bis zum Tiber, vom Ebro bis zur Raab. Es war ein Reich, so mächtig, wie das einst vergangene Römerreich es gewesen war. Er fühlte sich auch neben dem Kaiser zu Constantinopel als Erben Roms und ließ sich darum mit der Kaiserkrone schmücken. Aber nicht in der gewaltigen Steigerung seiner Kriegsmacht liegt seine Größe, sondern in dem Verständniß der Kräfte, die in seinen Völkern schlummerten und in der Kunst, solche allerorts zu wecken, und mit Schonung der Eigenart seine Einzelvölker gemeinsam einem idealen Ziele entgegen zu führen. Er war der weise Gesetzgeber, der milde Vater seiner Unterthanen, vor Allem ihr Vorbild einer unermüdlichen Hingebung in seinem Lebensberuf. Wie vor 600 Jahren, so lag nun das alte Helvetien wieder im Innern eines Weltreiches, den Krieg sahen seine Bewohner nicht, sie hörten von ihm nur aus der Ferne. Es war wieder die Zeit einer ruhigen, innern Entwicklung angebrochen. Von Carls Hofe ging eine neue Durchsicht der alten Volksrechte aus, auch das alamannische wurde neu gefaßt und in vielen Stücken den neuen Zuständen angeschlossen. Denn es hatte sich doch wieder gar manches verändert. Die einen der Familien hatten sich zum Besitze großer Güter erhoben, während andere in Armuth versunken waren. Die uralte Scheidung in geborne Freie und Unfreie war dadurch ins Schwanken gerathen, was namentlich fühlbar war beim Aufgebot zum Heer für ferne Kriege. Die Freien sollten ausziehen, und da der Krieg in weite Lande ging und nur noch Reiter ins Feld rücken konnten, sollten sie, die oft nicht hatten ihre Familien zu erhalten, solch schwere Leistung übernehmen. Carl setzte fest, daß arme Freie zusammen stehen

und gemeinschaftlich ihren Mann ins Feld stellen sollten. Auch das genügte nicht, da Tausende lieber in gewisse Dienstabhängigkeit eintraten, als Kriegslasten übernehmen wollten, und so nahm die Zahl der freien Grundbesitzer von Jahr zu Jahr ab. Fürsorglich suchten die Gesetze der Verarmung vorzubeugen, aber, da nur der Grundbesitz Vermögen darstellte und anderes damals noch undenkbar war, konnte dem Aufgehen der Einen und Versinken der Andern kein Gesetz wehren.

Die Rechtspflege wurde den Verhältnissen angepaßt dadurch, daß die Verpflichtung der Freien, alle andern Samstage auf der Malstätte zu erscheinen, aufgehoben wurde. Die Gaue wurden eingetheilt in Grafschaften, die Grafen wurden auf Lebenszeit gewählt, sie hatten nun Recht zu sprechen nicht nach dem Ermessen des Volkes, sondern nach dem Urtheile aufgestellter Richter. Und da der Graf auch seinen Dienst im Felde zu thun hatte, so sollten die Gerichtstage zu geeigneter Zeit und darum seltener abgehalten werden.

Da bei der Abschaffung der Herzogswürde der Kaiser nicht mehr umgeben war von den althergebrachten Vertretern der Völker, schuf er sich einen ganz neuen Verband mächtiger Rathgeber und Helfer. Reiche Güter der Krone verlieh er nicht nur an die Söhne der alten Geschlechter, sondern an weise, an thatkräftige Männer; nicht gegen Zins, sondern um das Gelübde der Treue. Wie einst dem germanischen Heerführer das Gefolge in Glück und Unglück treu war und folgte bis in den Tod: so schuf der Kaiser sich aus den verschiedenen Völkern ein Heer Getreuer, die nicht ihrem Stamme, sondern ihm selber persönlich hold und gewärtig waren und seine Ehre, sein Glück und auch sein Unglück theilten. Dieser durch Treue verbundene Stand kaiserlicher Dienstleute brachte den Lehenmannen, oder Mannen, oder Vasallen, wie man sie nannte, keinen Abbruch ihrer Freiheit; ihr eigenes Interesse war dadurch gehoben wie dasjenige des Kaisers. Dieses Lehensverhältniß fand vielmehr solchen Anklang, daß sich auch die Großen des Reiches stärkten durch Verleihung von Gütern an einfache Freie, die nun ihnen persönlich das Gelübde der Treue zu leisten hatten. Auch die Klöster und Stifte gaben an Freunde solche Lehen von ihren weiten Besitzungen dahin, um in ihnen in jedem Falle der Noth einen nahen Beschützer, zu jeder Zeit einen unschädlichen Nachbarn zu haben. Wer seine gelobte Treue verletzte, verlor schmachvoll das Lehen. Diese rasch sich entwickelnde Einrichtung blieb bestehen bis in die neuere Zeit, mit verschiedenen Abänderungen, mit der Gebundenheit des Lehens nicht nur auf Lebenszeit, sondern vererblich auf die folgenden Geschlechter, ja bis zum Uebergang ins Eigenthum. Das ist das sogenannte Lehenssystem des Mittelalters.

Wie früher auch die Streitfragen über Verletzung und Todschlag vor Gericht zu Geldfragen sich gestalteten, so wurden nun auch die Rechtsfragen über Gemeindefreiheit, Gemeinderechte Gegenstand von Kauf und Verkauf. Die altbegründeten Rechte des Herrenhofs auf zinspflichtiges Land in der Mark oder im Bann vererbten sich, sie wurden unter

den Erben getheilt, sie wurden abgetreten gegen einen Kaufpreis. Mit Hülfe des Lehenswesens, das dem Reichen die Macht und den Einfluß eines ihm verbündeten und verpflichteten Mannenbundes schuf, wurden auch die Rechte der Höfe und Dörfer erworben. Und da jede neugeschaffene oder lebensfähige Macht sich zu stärken und auszudehnen sucht, wurden durch den neu auftretenden Grundherrn die Hof- und Dorfbewohner immer mehr beschränkt. Jagd und Fischfang und das Mühlenrecht, ein Theil der Wälder nahm der Herr für sich in Anspruch und wenn in der Gemeinde darüber Streit entstand, so war oft der entscheidende Richter vom Herrn selber bestellt. So entstanden die Herrschaften, die oft Gemeinde um Gemeinde, bis zur Ausdehnung eines Cent, ja einer Grafschaft umfaßten und dem angebornen Freiheitssinn des alamannischen Volks den Stachel der Unterdrückung hinterließen. Wie ein wonniger Traum blieb dem Volk die Erinnerung an die einstige Gleichheit der Rechte. So schwanden, als in der Folgezeit die Grafenrechte auch erblich wurden, nach und nach die Volksrechte dahin. Ueber dem Volke erhob sich der Herrenstand und über Allen stand der Inbegriff aller Macht und alles Rechts der Kaiser, der seine Weihe selber fand in seiner Stellung als Stellvertreter Gottes.

Als solcher fühlte er sich vor Allem als Schutzherrn der Kirche. Für ihre regelmäßige Unterhaltung schuf er für alle seine Völker den Zehnten. Sie vor dem Ueberdrange zu schützen, ordnete er das Asylrecht der Kirchen, bestimmte er, daß jede Kirche, jedes Kloster, jedes Bisthum einen weltlichen Vogt haben sollte, der in weltlichen Streitigkeiten die Stiftung verträte. Er verfügte, daß kein Reichsbeamter den Sitz des Bischofs, das Kloster betrete, um da zu amten, und die geistlichen Herren wußten dieses Vorrecht bald auf ihren gesammten Grundbesitz, auf die fernen zerstreuten Aecker und Weinberge auszudehnen. So entzog sich bei dem Reichthume der geistlichen Stiftungen bald ein großer Theil des Reichsbodens der Wirksamkeit der Reichsbeamten und darin lag der Keim zu unendlich viel Hader und Blutvergießen und diese Ausnahmsstellung der Güter der Geistlichen nennt man ihre Immunität. Die Zeit Carls des Großen war überhaupt die Zeit des Gedeihens der geistlichen Einrichtungen seines Reiches. Manches Bisthum rüstete er aus mit weltlicher Macht und auch Basels Domherren suchten den Ursprung ihrer Rechte über die Stadt in einer Schenkung des Kaisers. Die Klöster brachten System in ihren Güterverband und wußten durch Schenkung und Kauf in den Besitz der besten Fischweiden für die Fastenzeit, der besten Weinberge zu kommen. Dem Kloster Murbach war von König Pipin das Klösterlein zu Luzern vergabt worden; so stellten nun die Mönche durch Erwerbung von Höfen an der Straße eine Reihe von Herbergen auf, damit sie bis Luzern nicht auf fremdem Boden absteigen mußten; so machte später Kloster Peterlingen seine Stationen bis zum Rheine und der Hof zu Hölstein hatte den Elsässerwein bis Kerzers zu führen. Aus solchen Höfen, die an Vasallen verliehen wurden, entstanden mit der Zeit selber wieder

Herrschaften, wie Pratteln, Hölstein; in der Ostschweiz Griessern, Altstätten, Balgach, Bernang, Zwingenstein, Grimmenstein, Reinegg, Wartensee und viele andere.

Alles dieses macht nun freilich nicht den Eindruck der Weitsichtigkeit und der Weitherzigkeit des Kaisers. Wer aber die umfassende Gesetzgebung seine Capitularien liest, der trifft überall mit den organisatorischen Vorschriften verbunden die festen Vorbeugungen gegen jeden Mißbrauch. Den Geistlichen und den Großen war er ein ernster und ein strenger Herr, für die Leidenden und Gedrückten erscheint er ein schützender Gesetzgeber; die kaiserlichen Sendboten, die er, je ein weltlicher und ein geistlicher zusammen, paarweise durch die Länder sandte, wies er dringend an, vor Allem Acht zu haben darauf, daß dem Schwachen Recht werde. Er verlangte, daß jedes Kind des Volkes in einer Schule Unterricht erhalte in der Religion; eine Vorschrift, die erst 700 Jahre später durch die Reformatoren zur Durchführung gebracht wurde. Sein Unglück ist, daß er nicht nur der Erste, sondern auch der Letzte war, der das Verständniß und die Kraft hatte, das Gute seiner Pläne durchzuführen.

Wenn auch die von Carl dem Großen geschaffene Staatsentwicklung unserm heutigen Zeitbewußtsein als eine längst abgelebte erscheint, so müssen wir, sie zu würdigen, uns in jene Zeit, um mehr als 1000 Jahre zurück versetzen. Wir werden dann erkennen, daß sie auf dem Grund eines vergehenden Chaos eine Ordnung schuf, die an sich groß und allein möglich war und die eine Fülle von Lebenskeimen in sich schloß. Von der Nachwelt betrachtet, erscheint sie als ein Stadium in der Erziehungsgeschichte der Menschheit, wie dereinst auch unsere durch viel tiefes Sinnen und lautes Geschrei sich bewegenden Bestrebungen als vorübergegangen betrachtet werden.

In der Geschichte des Kaisers sind wenige besondere Beziehungen zu unserem Vaterlande zu verzeichnen. In Bezug auf Heergebot, Gesetzgebung und Verwaltung bildete es einen kleinen Theil eines großen Ganzen. Auf seinen Römerzügen kam der Kaiser neunmal an den Genfersee, wenn er bei St. Moritz vorbei über den alten Bergpaß zog, den die Alten den peninischen, die Römer den Jupitersberg, die deutschen Kaiser den St. Bernhard nannten. Ferner liegt es klar vor, daß im allgemeinen Aufschwunge seiner Zeit die fruchtbaren Gelände im Hochgebirge, Uri, Ursern, Nid- und Obwalden, Oberland, durch freie Einwanderer, wie durch die Colonen der mit Wildnissen begabten Klöster nach und nach besiedelt wurden. Auch kam zu gleicher Zeit die große Bewegung auf zur systematischen Gründung neuer Dörfer auf den entlegenen Theilen der alten Gemeindemarken. Hiezu wurden weite Waldungen auf Hügeln und Bergen ausgerodet, was heute noch die Flurnamen bezeugen. Ein ansprechendes Bild für uns ist das des Bischofs Hatto von Basel, der als vertrauter Rath des Kaisers eine Sendung nach Constantinopel ausgeführt und auch Carls Testament unterzeichnet hat. Dieser fromme Bischof hat uns eine Vorschrift

für die Priester seiner Diöcese hinterlassen, die in 25 Artikeln ihre Amtsführung ordnet. Er legt ein bescheidenes Gewicht auf das Wissen, er betont mehr die innere Tüchtigkeit und gottgefällige Sitte.

Neben dem vielen urkundlich Nachweisbaren weiß auch die Sage zu erzählen von Kaiser Carls Weisheit und Milde, wie über seine wunderbaren Heerfahrten gegen die Ungläubigen, und seinen Glanz, als er, die prächtige Mannesgestalt, umgeben von blühenden Söhnen und Töchtern, das Kaiserreich aufrichtete. Sagen und Gesänge über ihn wachten auf im ganzen weiten Reiche, als er am 28. Januar 814 aus dem Leben geschieden war. Diese Heldengesänge breiteten sich aus wie Windesbrausen über die Welt und klangen wieder in Hof und Dorf. Sie verwoben sich mit den immer noch nachklingenden Liedern aus großer Sturmeszeit, den Liedern vom König Dietrich von Berne (Theodorich von Verona), von Hildebrand und Hadubrand, von dem Königssohne Siegfried, den burgundischen Helden Günther und Hagen, von der alle andern überragenden Gestalt des schreckhaften Königs Attila oder Etzel.

Wohl sang das Volk in vollen Tönen das, was seine Seele erfüllte, aber daß die deutsche Sprache und der deutsche Sang Gegenstand schriftlicher Aufbewahrung für die Nachwelt wurde, daran dachte noch Niemand. Was damals geschrieben wurde ward es nur in lateinischer Sprache und ungelenk wurden erst einzelne deutsche Worte als Uebersetzung des lateinischen Ausdrucks schriftlich fixirt. Dazu kam, daß Niemand den Sinn hatte zur Erhaltung jener heroischen Gesänge, deren Gegenstände als eine Verkörperung des Heidenthums erschienen. So sind jene Heldenlieder vollen Tones nur in unklaren Nachklängen erhalten, etwa zu vergleichen dem leise nachhallenden Echo.